

Zwischen zwei Welten

Täter und Opfer des Nationalsozialismus innerhalb einer Familie

Inhaltsverzeichnis

1 Vorwort	4
2 Einleitung.....	5
3 Politische und gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Tätern und Opfern des Nationalsozialismus in Österreich	7
3.1 Vergangenheitbewältigung – Vergangenheitsaufarbeitung – Erinnerungskultur	7
3.2 Politischer und gesellschaftlicher Umgang mit den Opfern des Nationalsozialismus in Österreich	12
3.2.1 Entschädigung und Wiedergutmachung	12
3.2.2 Antisemitismus nach 1945.....	14
3.2.3 Anlaufstellen zur Vergangenheitsaufarbeitung für Juden nach 1945	15
3.3 Politischer und gesellschaftlicher Umgang mit den Tätern des Nationalsozialismus in Österreich	17
3.3.1 Entnazifizierung in Österreich.....	17
3.4 Von Angesicht zu Angesicht – Begegnungsgruppen mit Nachkommen von NS-Tätern und Opfern	19
3.4.1 Die Entstehung der TRT-Gruppen.....	20
3.4.2 Was bewirken Begegnungsgruppen zwischen Nachkommen von NS-Tätern und Opfern?	21
3.4.3 Der TRT-Gruppenprozess	23
4 Interviews mit Nachkommen von NS-Tätern, Holocaust-Überlebenden und „jüdischen Mischlingen“	25
4.1 Interviews mit Nachkommen von NS-Tätern.....	25
4.1.1 Renate.....	25
4.1.2 Fritz.....	28
4.2 Interviews mit Nachkommen von Holocaust-Überlebenden.....	30
4.2.1 Herr Buchholz	31
4.2.2 Herr Petersen.....	33
4.3 Interviews mit „jüdischen Mischlingen“	35

4.3.1	Herr Bernhard Oppermann	35
4.3.2	Herr Bruno Erhardt.....	38
5	Täter und Opfer im Familienverband.....	40
5.1	Traumata und die transgenerationale Weitergabe.....	40
5.1.1	Bindungsstörungen	45
5.1.2	Child Survivors	49
5.2	Resilienz	50
5.3	Schweigen in den Familien als Folge der Traumata	51
5.3.1	Schweigen und Verdrängen in jüdischen Familien	52
5.3.2	Schweigen, Verleugnen und Verdrängen in „Täterfamilien“	55
5.4	Therapeutische Prozesse gegen das (Ver-)Schweigen	60
5.4.1	Therapeutische Prozesse mit Holocaust-Überlebenden und ihren Nachkommen	61
5.4.2	Therapeutische Prozesse mit Nationalsozialisten und ihren Nachkommen... ..	70
6	Intrapsychische Auseinandersetzung der „jüdischen Mischlinge“	75
6.1	„Jüdische Mischlinge“	75
6.1.1	Definitionen	75
6.2	Schweigen der „jüdischen Mischlinge“	83
6.3	Identität-Existenz als fragiles Dazwischen	85
6.3.1	Kulturelle Identität	87
6.4	Ambivalenzerfahrungen „jüdischer Mischlinge“	91
6.4.1	Umgang mit Ambivalenzen.....	96
6.5	Spaltungsphänomene	97
6.6	Bearbeiten des „Dazwischenseins“	98
6.6.1	Integration der Persönlichkeitsanteile.....	98
7	Resümee	103
8	Literaturliste.....	106

1 Vorwort

Ein Beweggrund, mich mit der vorliegenden Thematik zu beschäftigen, ist ein persönlicher. Meine familiengeschichtliche Aufarbeitung hat vor etwa 18 Jahren begonnen und ist noch nicht abgeschlossen. Anfänglich konnte ich die Spannungen innerhalb meiner Familie nur spüren, mittlerweile kann ich sie zuordnen und benennen. Auch die Auseinandersetzung mit dieser Arbeit hat es mir ermöglicht, all meine familiären Anteile zu integrieren.

2 Einleitung

Das Thema Nationalsozialismus und Holocaust hat gerade in den vergangenen Jahren eine intensive familiäre Spurensuche ausgelöst. Mittlerweile scheint der zeitliche Abstand zu den Geschehnissen groß genug, um Fragen stellen zu können. Zahlreiche Veröffentlichungen und Dokumentationen zum Nationalsozialismus und Holocaust lassen die Vergangenheit nicht in Vergessenheit geraten. Gleichzeitig ist gegenüber diesem dunklen Kapitel der österreichischen Geschichte eine Gleichgültigkeit zu spüren, die häufig mit der Klage einer „Übersättigung“ hinsichtlich des Themas einhergeht. Für einen Teil der Nachkommen ist die NS-Zeit „nur“ ein zeitgeschichtlicher Abschnitt, der mit dem eigenen Familiensystem wenig zu tun hat. In dieser Arbeit spanne ich einen Bogen zwischen der politischen und gesellschaftlichen Aufarbeitung – von der Auseinandersetzung mit Tätern und Opfern im Familienverband bis zu den intrapsychischen Konflikten der „jüdischen Mischlinge“.

Ich möchte aufzeigen, wie sich bei „jüdischen Mischlingen“ die Täter- und Opferseite in der Familie intrapsychisch auswirkt.

Zu Beginn beschäftige ich mich mit der gesellschaftlichen und politischen Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust in Österreich. An den schmerzlichen Erfahrungen dieser Zeit wurde weder von Seiten der Politik noch innerhalb der Familie gerührt. Erst seit 1994 gibt es Anlaufstellen für die Opfer des Nationalsozialismus, z.B. das Psychosoziale Zentrum ESRA – Hebräisch für „Hilfe“ –, das Menschen, die u.a. durch die schwerwiegenden Ereignisse während der NS-Zeit traumatisiert wurden, professionelle Unterstützung anbietet. Der Antisemitismus und die Entnazifizierung sind weitere Schwerpunkte.

Dan Bar-On, ein jüdischer Psychologe, der in Israel lebte, bildete als Erster Gruppen mit Holocaust-Überlebenden und ihren Nachkommen. Auf Wunsch der Opfer des Nationalsozialismus fanden Begegnungsgruppen statt, an denen neben den Angehörigen der Opfer auch die Nachkommen der Täter teilnahmen. In Österreich fand diese Begegnung erstmals 1995 statt. Diese Zusammenreffen

unterstützten den individuellen Verarbeitungsprozess der Teilnehmer und schufen Brücken zwischen den Nachkommen der NS-Täter und -Opfer.

Das Schweigen über die individuellen und kollektiven Erfahrungen zur Zeit des Nationalsozialismus zieht sich in unterschiedlichen Qualitäten bis in die Gegenwart. Den Unterschied zwischen dem Schweigen der Holocaust-Überlebenden, der NS-Täter und der „jüdischen Mischlinge“ werde ich näher beleuchten. Dem Schweigen liegt – bei Holocaust-Überlebenden und „jüdischen Mischlingen“ – meist ein Trauma zugrunde. Was ein Trauma auslöst, wie die psychischen Verarbeitungsmechanismen herausgefordert werden und wie therapeutisch mit Traumata umgegangen wird, ist ein weiterer Kernpunkt in dieser Arbeit.

Um diese Aspekte besser veranschaulichen zu können, werden sechs Interviews mit Nachkommen von NS-Tätern, Holocaust-Überlebenden und „jüdischen Mischlingen“ herangezogen.

Wenig Beachtung in zahlreichen Veröffentlichungen über den Nationalsozialismus und den Holocaust fanden die „jüdischen Mischlinge“. Die Bezeichnung war nicht das Ergebnis einer kollektiven Selbstdefinition, sondern vielmehr die Erfindung der Nationalsozialisten. Die Absonderung dieser Gruppe von der Mehrheitsbevölkerung war von der nationalsozialistischen Elite gewollt und wurde in den Jahren bis 1945 stetig vorangetrieben. Der Alltag der „jüdischen Mischlinge“ war geprägt von Terror durch Demütigungen und Ausgrenzungen, doch lag ihr Schicksal im Schatten der Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager. Die „jüdischen Mischlinge“ lebten im gesellschaftlichen Dazwischen, inmitten der beiden Extreme Täter und Opfer, in einer Grauzone zwischen Privileg und Verfolgung. Auf diese Ambivalenzerfahrungen werde ich näher eingehen und herausfiltern, wie aus therapeutischer Sicht mit Ambivalenzen umgegangen werden kann.

3 Politische und gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Tätern und Opfern des Nationalsozialismus in Österreich

3.1 Vergangenheitsbewältigung – Vergangenheitsaufarbeitung – Erinnerungskultur

Der Begriff „Vergangenheitsbewältigung“ wurde ursprünglich im Zusammenhang mit Holocaust, Völkermord, Kriegsschuld, Tyrannei, Diktatur, Rassismus sowie Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Deutschland und Österreich genannt (Timmermann, 2010, 7). Weil die Vergangenheit laut Timmermann nicht bewältigt – also endgültig erledigt – werden kann, wird fallweise der Ausdruck „Vergangenheitsaufarbeitung“ vorgezogen. „Erinnerungskultur“ wird seit einiger Zeit in einem ähnlichen Zusammenhang genannt. Das Ziel der Vergangenheitsbewältigung ist, „begangenes Unrecht juristisch aufzuarbeiten, das Leid der Opfer zu mildern, die Möglichkeit einer Wiederholung des Geschehens unmöglich zu machen, die Ursachen und Hintergründe solcher Verbrechen zu verstehen, nicht zu entschuldigen“ (ebd., 8).

Alexander und Margarete Mitscherlich weisen in ihrem Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“ (1967) auf die Wichtigkeit der Vergangenheitsbewältigung hin. Dabei betonen sie Freuds Erkenntnisschritte: erinnern, wiederholen, durcharbeiten. Einmaliges Erinnern, auch wenn es von heftigen Gefühlen begleitet wird, tritt jedoch schnell wieder in den Hintergrund. „Deshalb sind Wiederholung innerer Auseinandersetzungen und kritisches Durchdenken notwendig, um die instinktiv und unbewusst arbeitenden Kräfte des Selbstschutzes im Vergessen, Verleugnen, Projizieren und ähnlichen Abwehrmechanismen zu überwinden“ (Freud, 1913–1917, 126).

In diesem Kapitel geht es um die Aufarbeitung des Nationalsozialismus in Österreich. Der internationale Fokus lag auf der BRD, die als Nachfolgestaat des Dritten Reichs für die Folgen des Holocaust haftete und „ihre demokratischen

Lernprozesse in einer kritischen Öffentlichkeit unter Beweis stellen musste“ (Uhl, 2001, 4).

Heidemarie Uhl stellt fest, dass Österreich den Opfermythos bis zur Waldheim-Affäre in den 1980er-Jahren erfolgreich aufrechterhielt. Zu diesem Zeitpunkt kam es in Österreich zu einer kritischeren Auseinandersetzung und in der Folge zu einer Entmythologisierung der Opferdoktrin. Ausgelöst wurde die These von Österreich als „erstem Opfer“ des Nationalsozialismus durch die Moskauer Deklaration vom November 1943, in der die Wiederherstellung eines freien und unabhängigen Österreich als Ziel der Alliierten definiert wurde. Österreich wurde darin als „erstes Opfer“ Hitlers bezeichnet, aber auch für seine Beteiligung am Krieg auf deutscher Seite verantwortlich gemacht. Die „Opferthese“ wird aufgrund der Beteiligung der Österreicher an der nationalsozialistischen Herrschaft und den damit einhergehenden Gewaltverbrechen in Frage gestellt. Diesbezüglich wird auch die jubelnde Menge beim Anschluss Österreichs im März 1938 ins Treffen geführt. Die Österreicher waren nicht nur Zuschauer und Nutznießer, sondern hatten auch maßgeblich zum Funktionieren des Mordapparats beigetragen (ebd., 1).

Viele bekannte Täter stammen aus Österreich: Adolf Eichmann, einer der zentralen Organisatoren des Holocaust; Ernst Kaltenbrunner, Chef des Reichssicherheitshauptamts; Odilo Globocnik, Polizeiführer im Distrikt Lublin; Franz Stangl, Kommandant der Vernichtungslager Treblinka und Sobibor; Siegfried Seidl, Anton Burger und Karl Rahm, allesamt Kommandanten des Ghettos Theresienstadt; und nicht zuletzt Adolf Hitler (ebd., 4).

1945 wurde von der Sozialistischen Partei Österreich (SPÖ), der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) und der Kommunistischen Partei Österreich (KPÖ) eine provisorische Regierung gebildet. Die Parteienvertreter untermauerten die Opferthese und zeigten sich überzeugt, dass „die nationalsozialistische Reichsregierung Adolf Hitlers kraft dieser völlig politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Annexion des Landes das macht- und willenlos gemachte Volk Österreichs in einen sinn- und aussichtslosen Eroberungskrieg geführt hat, den kein Österreicher jemals gewollt hat [...]“ (Renner u.a., 1945, 1). Derart wurde insinuiert, dass der Staat Österreich von 1938 bis 1945 okkupiert worden und somit Opfer

gewesen war. Diese Haltung dehnte sich auf die gesamte österreichische Bevölkerung aus und festigte den kollektiven Opferstatus. Dadurch wurde das Täterbewusstsein bis in die 1980er-Jahre weitgehend aus dem österreichischen Bewusstsein gelöscht. Verankert wurde die Opferthese offiziell von ÖVP-Außenminister Leopold Figl, der 1955 im Österreichischen Staatsvertrag jene Klausel streichen ließ, die Österreichs Verantwortung im Zweiten Weltkrieg festhalten sollte (Thünemann, 2005, 65).

Im Zuge der Waldheim-Affäre rechtfertigte sich der gleichnamige Ex-Bundespräsident mit der Aussage, er „habe nichts anderes getan als Hunderttausende andere Österreicher, nämlich seine Pflicht als Soldat erfüllt“ (ebd., 61). Ungewollt brachte Kurt Waldheim dadurch zwei unterschiedliche Geschichtsbilder zu Bewusstsein: die Pflichterfüllung und den Opferstatus (ebd., 61). Für Mark (2006) hat die Waldheim-Debatte „den Bruch des traditionellen Geschichtsbildes ausgelöst und veränderte Sichtweisen auf die nationalsozialistische Vergangenheit Österreichs eröffnet“ (ebd., 91). Diese wurden als Paradigmenwechsel in der Geschichtswissenschaft und im öffentlich-politischen Diskurs deutlich sichtbar (ebd., 91).

Die unsensible und oberflächliche Aussage Waldheims über seine NS-Vergangenheit spiegelte die Meinung vieler Österreicher wider. Dies wurde auch in seinem Wahlsieg sichtbar: Waldheim wurde 1986 von den Österreichern zum Bundespräsidenten gewählt.

Schon zwei Jahrzehnte vorher rückte das Thema Nationalsozialismus und Holocaust medial in den Vordergrund. 1961 fand der Prozess gegen Adolf Eichmann, den Organisator der Deportation von Millionen Juden in die Vernichtungslager, statt. Mit dem „Judenvernichter“ Eichmann standen auch die Einsatzgruppen bzw. die Verantwortlichen der Massenhinrichtungen im Fokus. In Österreich interessierte man sich während dieser Zeit im Allgemeinen mehr für die Erlebnisberichte von Stalingrad-Veteranen und Kriegsgefangenen. Die Erfahrungen und Erlebnisse jüdischer Überlebender waren dagegen am Rande angesiedelt. Zudem fanden trotz erster Ansätze von Vergangenheitsbewältigungs-Debatten

keine Diskussionen über die Involvierung der Wehrmacht in NS-Verbrechen statt (Pollack, 2002, 101).

Am 8. Juli 1991 hielt der damalige sozialdemokratische Bundeskanzler Franz Vranitzky vor dem österreichischen Nationalrat eine Rede und relativierte nicht nur die auch von offizieller Seite gestützte These von Österreich als erstem Opfer des nationalsozialistischen Regimes, sondern bekannte auch eine Mitschuld der Österreicher am Zweiten Weltkrieg und dessen Folgen. Ausgelöst wurde diese Rede u.a. durch die Aussage des damaligen Kärntner Landeshauptmanns und FPÖ-Vorsitzenden Jörg Haider, es habe im Dritten Reich eine „ordentliche Beschäftigungspolitik“ gegeben.

Zwei Jahre später war Vranitzky an der Hebräischen Universität in Jerusalem zu Gast. In seiner Ansprache bat er die Opfer des Nationalsozialismus im Namen der Republik Österreich um Verzeihung. *Ein Auszug aus dieser Rede:*

„Wir müssen der Katastrophe ins Auge schauen, die von der Nazi-Diktatur über mein Land gebracht wurde: Hunderttausende Österreicher, viele von ihnen Juden, wurden in Gefängnisse und Konzentrationslager geworfen, kamen in den Nazi-Schlachthäusern um oder wurden gezwungen zu fliehen und alles zurückzulassen – Opfer einer degenerierten Ideologie und des totalitären Strebens nach Macht. Viele weitere Österreicher starben auf dem Schlachtfeld und in den Bombenschutzräumen. [...] Wir müssen mit dieser Seite unserer Geschichte leben, mit unserem Anteil an der Verantwortung für das Leid, das nicht von Österreich – der Staat existierte nicht mehr –, sondern von einigen seiner Bürger anderen Menschen und der Menschheit zugefügt wurde. Wir haben immer empfunden und empfinden noch immer, dass der Begriff ‚Kollektivschuld‘ auf Österreich nicht anzuwenden ist. Aber wir anerkennen kollektive Verantwortung, Verantwortung für jeden von uns, sich zu erinnern und Gerechtigkeit zu suchen“ (Vranitzky, 1993, 35).

In dieser Rede dehnt Vranitzky, wie auch andere Politiker zuvor, den Kreis der Opfer aus. Er stellt z.B. das vergleichsweise harmlose Anhaltelager Wöllersdorf, in dem Sozialisten und Nazis eingesperrt wurden, mit Auschwitz auf eine Stufe. Die 65.000 „planmäßig“ ermordeten

österreichischen Juden nennt er in einem Atemzug mit den in Hitlers Angriffskriegen gefallenen Soldaten.

Für Thomas Albrich (1994) fehlt bisher die politische Reflexion über die negativen Folgen der Opferdoktrin nach 1945. Den NS-Opfern wurde nicht nur durch die Verdrängung der Mitverantwortung an NS-Verbrechen eine angemessene materielle Wiedergutmachung verwehrt, sondern auch eine moralische. „Durch die Aneignung eines Opferstatus für alle Österreicher wurden die österreichischen Juden gleich zweifach die ‚ersten Opfer der ersten Opfer‘: einmal zwischen 1938 und 1945 und dann wiederum in der Nachkriegszeit“ (ebd., 18).

Holger Thünemann (2005) unterteilt den Umgang der **Österreicher** mit der NS-Zeit in drei Hauptphasen:

- Die erste Phase umfasste eine „relativ intensive justizielle Aufarbeitung der NS-Zeit“, die die Nachkriegszeit bis Ende der 1940er-Jahre betraf. Ab dann wurde die Beteiligung der **Österreicher** an den NS-Verbrechen tabuisiert.
- Die zweite Phase, in der sich eine „Geschichtskultur des Gefallenen-Gedenkens“ und die Reintegration ehemaliger Nationalsozialisten entwickelten, erstreckte sich bis in die 1980er-Jahre.
- Die dritte Phase begann 1986/88. Damals hatte der Opfermythos zumindest seine außen- und vergangenheitspolitische Überzeugungskraft vollständig eingebüßt und auch gesellschaftlich an Zustimmung verloren (ebd., 78).

Abschließend beschreibt Thünemann drei weitere bezeichnende Charakteristika des österreichischen Umgangs mit dem Nationalsozialismus:

- Der erste Punkt bezieht sich auf die zögerliche und späte Auseinandersetzung mit der österreichischen Schuld an der NS-Zeit und dem Holocaust. Die Motivation für diese Auseinandersetzung war kein „staatsoffizielles Anliegen“, sondern wurde meist von Einzelnen initiiert oder erfolgte auf Drängen des Auslands.

- *Weiters war der diskursive Umgang mit der NS-Vergangenheit bei Politikern geprägt durch eine „Semantik der Unverbindlichkeit“.*
- *Und drittens ging aus „Identitätsgründen die Aufarbeitung von Defiziten mit der Konstruktion einer unzutreffenden Traditionslinie gelungener und aus freien Stücken erfolgter NS-Vergangenheitspolitik einher“ (ebd., 79).*

3.2 Politischer und gesellschaftlicher Umgang mit den Opfern des Nationalsozialismus in Österreich

3.2.1 Entschädigung und Wiedergutmachung

In einem Vortrag beim Kongress zum Thema „Krieg, Besatzung, Widerstand, Bürgerkrieg“ betonte Gerhard Botz, dass die Opferthese 1955 nach der Unterzeichnung des Staatsvertrags ein „kräftiges Eigenleben“ entwickelte (Betz, 2012, 3).

Es fehlte nicht mehr viel und „alle“ Österreicher der älteren Jahrgänge hätten sich als Opfer gefühlt. Von Wehrmachtssoldaten, Kriegsgefangenen, über Hinterbliebene und Bombengeschädigte bis hin zu Opfern von Besatzungswillkür; selbst „ehemalige und nostalgische Nazis und SS-Männer, die der Entnazifizierung unterworfen wurden“, waren demnach von Hitler Verführte gewesen. Sie alle hatten unter der Weltwirtschaftskrise sowie der Kriegs- und Nachkriegszeit gelitten (ebd., 3).

Bezeichnenderweise wurde die Wiedergutmachungsfrage der Opfer des Nationalsozialismus durch ein Ansuchen auf Entschädigung der Bewohner des Döllersheimer Ländchens konkret. Die Bewohner dieser im Waldviertel gelegenen Ortschaft wurden von 1938 bis 1941 zwangsumgesiedelt. 1993 wurde ihnen der Status als NS-Opfer zugebilligt. Im Zuge dieser Auseinandersetzung gelangte man zu der Schlussfolgerung, dass auch „andere“ Opfer der NS-Zeit entschädigt werden sollten (Lenguth, 2013, 254).

Der Nationalfonds der Republik Österreich für die Opfer des Nationalsozialismus wurde 1995 ins Leben gerufen. Im Zentrum stand, „sogenannte Gesamtzahlungen an Personen, die zwischen 1938 und 1945 in Österreich Opfer des Nationalsozialismus geworden waren, möglichst rasch und unbürokratisch vorzunehmen“ (www.erinnern.at/bundeslaender/wien/institutionenprojekte/nationalfonds-der-republik-osterreich-fur-opfer-des-nationalsozialismus).

Der Nationalfonds sah für jedes NS-Opfer eine Einmalzahlung von öS 70.000,- vor (Anm.: umgerechnet rund € 5.090,-). Auch Opfer der NS-Medizin, sogenannte „Asoziale“ bzw. jene, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung verfolgt worden und bisher von allen Maßnahmen ausgenommen gewesen waren, zählten nun zum Kreis der Entschädigten (Bailer-Galanda, 2010, 71–72). Eine Erweiterung des Nationalfonds wurde am 17. Jänner 2001 in Washington beschlossen. Nach acht Monaten intensiver Verhandlungen der Republik Österreich, der USA, der „Conference on Jewish Material Claims“ und der Israelitischen Kultusgemeinde wurde eine gemeinsame Vereinbarung unterzeichnet. Die darin beschlossenen Maßnahmen sollten Lücken in der Rückstellungsgesetzgebung schließen (ebd., 73). Brigitte Bailer-Galanda (1999) erklärt in einem Vortrag zum Thema „Die wirtschaftlichen Schäden der NS-Opfer“, dass „die Leistungen für die NS-Opfer weit hinter den tatsächlichen Verlusten zurückblieben“. Sie weist in der Folge auf Mängel in der Gesetzgebung hin, die für die Opfer nach wie vor beträchtliche Hürden in Bezug auf die Entschädigungsverfahren darstellen. Für Bailer-Galanda hat Österreich nie tatsächliches Verständnis für die Situation der Überlebenden aufgebracht (ebd., 7).

In einem Beitrag in dem Buch „Vergangenheitsbewältigung in Europa im 20. Jahrhundert“ fasst Bailer-Galanda zusammen, dass trotz einiger Bemühungen und Maßnahmen noch lange nicht von einer „gelungenen“ NS-Vergangenheit gesprochen werden kann. Dabei betont sie, dass „den staatlichen Regelungen auf individuell-familiärer Ebene noch viele offene Fragen gegenüberstehen“ (ebd., 73). Vieles an „Vergangenheitsbewältigung“ blieb an der Oberfläche, wodurch keine Bezugnahme auf persönliche Lebensgeschichten ermöglicht wurde. Dieses Phänomen zeigte sich auf psychologischer Ebene in den psychotherapeutischen Praxen ebenso wie im innenpolitischen Alltag, man denke an die Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit NS-Anspielungen von Politikern (vor

allem der FPÖ), Prozessen gegen Holocaust-Leugner und Entschädigungsdebatten (ebd., 73).

3.2.2 Antisemitismus nach 1945

Vor 1938 zählte die jüdische Gemeinschaft in Wien 168.000 Mitglieder. Der Shoah fielen 65.500 österreichische Juden zum Opfer, 5.500 überlebten die nationalsozialistische Herrschaft als „U-Boote“ oder retteten sich in „Mischehen“. Es gab kaum Bestrebungen, die jüdischen Emigranten nach Österreich zurückzuholen. Seit Ende der 1990er-Jahre zählt die Wiener jüdische Gemeinde rund 7.000 Mitglieder (www.ikg-wien.at/?page_id=1489).

In einer Meinungsumfrage, die im August 1946 durchgeführt wurde, sprachen sich 46 % der österreichischen Bevölkerung gegen die Rückkehr der Juden aus. Die Angst, ehemals jüdisches Eigentum zurückgeben zu müssen, verstärkte den noch immer vorhandenen Antisemitismus. Nur 28 % sprachen sich für eine Rückkehr der Juden aus (Albrich, 1994, 7). Staatskanzler Karl Renner (SPÖ) erklärte in einer Kabinettsrede im Oktober 1945: „Den dritten Punkt betrifft die Seuchenbekämpfung. Wir haben nicht genug Ärzte. Die jüdischen Ärzte sind weg, die Naziärzte außer Dienst gestellt. Es fragt sich nun, ob wir nicht Ärzten, auch wenn sie Nazis sind, die Erlaubnis geben und die Verpflichtung auferlegen sollten, angesichts der Seuchengefahr mitzuarbeiten“ (Sternfeld, 2001, 69). Hier wird die grundsätzliche Einstellung der Mehrheitsbevölkerung ein halbes Jahr nach Kriegsende deutlich: „Naziärzte“ werden den vertriebenen jüdischen Ärzten vorgezogen.

Drei Jahre später kam es auf Drängen der österreichischen Regierung zur sogenannten Minderbelastetenamnestie. Von 573.000 Registrierten galten nunmehr nur noch 42.000 als „belastet“ (Albrich, 1994, 10).

Im Februar 1946 versicherte Bundeskanzler Leopold Figl (ÖVP) einer alliierten Delegation, allen Opfern der Verfolgung zu helfen, „inklusive der Juden“. Die Juden würden aber keine besondere Behandlung erfahren. Er heiße alle „Österreicher willkommen, als Österreicher, aber nicht als Juden“ (ebd., 6).

Der Antisemitismus, der schon vor 1938 in Österreich latent vorhanden war, wurde durch den Holocaust nicht beendet, sondern nur nachhaltig und grundlegend verändert. Die antijüdischen Vorurteile waren in Österreich nach Kriegsende als politische Ideologie diskreditiert und tabuisiert. Im Verborgenen überlebte die Judenverfolgung und war politisch leicht zu aktivieren. Ein Sprachrohr für den ungebrochenen Antisemitismus war bspw. Nationalratspräsident Leopold Kunschak (Christlich Soziale Partei/ÖVP), dessen jüdenfeindliche Äußerungen im Jahr 1946 von der Presse ignoriert wurden: „[...] dass die polnischen Juden nicht nach Österreich kommen sollen, wir Österreicher brauchen aber auch die anderen nicht [...] und ich bin immer ein Antisemit gewesen und bin es auch heute noch!“ (ebd., 8)

3.2.3 Anlaufstellen zur Vergangenheitsaufarbeitung für Juden nach 1945

Hermann Langbein überlebte von August 1942 bis August 1944 Auschwitz. Am 18. Mai 1945 erreichte er Wien mit folgender Überzeugung: Die Welt muss sich verändern, nachdem sie von Auschwitz erfahren hat. Massenmord, Gaskammern und die Exekution von Menschen müssen unmöglich werden. Er beeilte sich, von Auschwitz nach Wien zu kommen, um in diesem Sinne tätig zu werden. „Die täglichen Probleme des Aufbaus – die der Stadt Wien [...] – standen damals drängend im Vordergrund. Das habe ich verstanden, und habe gewartet, bis man sich auseinandersetzt, wieso es zu einem Auschwitz kommen konnte und was zu tun sei, damit ein ähnlicher Weg nie mehr beschritten werden konnte. Ich habe vergeblich gewartet“ (Langbein, 1987, 8). Nach Ansicht Langbeins blieb in der Nachkriegszeit das Thema „Vergangenheit und der Nationalsozialismus“ tabu. Der Fokus der Öffentlichkeit lag auf dem Wiederaufbau, dazu passte der Blick in die jüngste Vergangenheit nicht. Langbein war wesentlicher Teil der ersten großen öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Holocaust im Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963 (ebd., 8–9).

Im selben Jahr wurde von ehemaligen Widerstandskämpfern, KZ-Insassen und aus dem Exil Zurückgekehrten das Dokumentationsarchiv des Österreichischen

Widerstandes (DÖW) gegründet. Diese späte Gründung – erst 18 Jahre nach dem NS-Regime – muss im Kontext der damaligen „ökonomischen, politischen und bewusstseinsmäßigen Nachkriegsentwicklung gesehen werden“ (Bailer-Galanda, Neugebauer, 2003, 26). Die 1940er- und 1950er-Jahre waren von ehemaligen NS-Anhängern, NSDAP-Mitgliedern und Kriegsveteranen geprägt.

Seit 1963 sind Repräsentanten der drei Opferverbände – ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten, Bund Sozialdemokratischer Freiheitskämpfer und Opfer des Faschismus, KZ-Verband – ebenso im DÖW-Vorstand vertreten wie jene der Israelitischen Kultusgemeinde, der katholischen Kirche und der Wissenschaft (ebd., 30).

Erst 1994, nach zwei Jahren Vorbereitungszeit, gab es eine öffentliche Anlaufstelle für NS-Überlebende. Im Psychosozialen Zentrum ESRA fanden NS-Überlebende und ihre Nachkommen einen geschützten Rahmen vor, in dem sie professionelle, unbürokratische Hilfe erhielten. Ein Beispiel dafür erwähnt Elli Kaminer-Zamberk in einem Beitrag in dem Buch „Vererbte Wunden“ (2013). Ein jüdisches Waisenkind, welches das Konzentrationslager Bergen-Belsen überlebt hatte und dessen Eltern und fünf Geschwister im Lager ermordet worden waren: „Aber erst im Gespräch mit ESRA entdeckte ich, dass meine Sprache in einer anderen Welt angesiedelt war, die bei aller Schicksalsverbundenheit mit dem Kinde dieses selbst nicht mehr erreichte, das [...] ja aus einer anderen Welt kam.“ (ebd. 78). Erst nach der Bildung einer tragfähigen Beziehung zwischen dem ESRA-Therapeuten und dem Waisenkind war es möglich, das Wort Bergen-Belsen auszusprechen (ebd., 78).

Der Antisemitismus blieb auch nach Ende des NS-Regimes bestehen. Dies zeigte sich u.a. dadurch, dass es in der Nachkriegszeit keine Anlaufstellen für die jüdische Bevölkerung gab, wo sie zur Verarbeitung ihrer Traumata hätten Hilfe erhalten können.

Bis 1994 mussten viele Überlebende in Österreich viele Um- und Leidenswege auf sich nehmen, um Hilfe zu erhalten. Mittlerweile wurde das Betreuungsangebot für NS-Überlebende auch auf die Bundesländer ausgeweitet (www.esra.at).

3.3 Politischer und gesellschaftlicher Umgang mit den Tätern des Nationalsozialismus in Österreich

Unmittelbar nach 1945 gab es in Österreich eine antifaschistische Bewegung, die aber nur von kurzer Dauer war. Eine verhaltene und schleppende Verfolgung von NS-Verbrechern durch die österreichische Justiz war die Folge. Eine wichtige Rolle hinsichtlich der Aufarbeitung der NS-Gräuel wurde Simon Wiesenthal zuteil, der selbst Überlebender des KZ Mauthausen sowie Schriftsteller, Publizist und Architekt war. Er sah sich veranlasst, aktiv zu werden und die NS-Täter vor Gericht zu bringen. Schon 1966 richtete Wiesenthal ein Memorandum an die österreichische Bundesregierung. In diesem wies er auf die Beteiligung von Österreichern an der Ermordung der Juden und auf andere nationalsozialistische Verbrechen hin. Er machte in diesem Zusammenhang auch Vorschläge, die Strafverfolgung der NS-Verbrecher effektiver zu gestalten. Zusätzlich betonte er in einem Begleitschreiben an Bundeskanzler Josef Klaus (ÖVP), „dass die österreichische Bevölkerung im Großdeutschen Reich nur 8,5 % ausmachte, der Prozentsatz der Täter aus Österreich aber bedeutend höher läge“. Des Weiteren erklärte er, dass „die Österreicher während der NS-Zeit am Tod von etwa drei Millionen Juden schuldig waren“

(Wiesenthal, 1966, 1).

Wiesenthal war vor allem in den Nachkriegsjahren und danach maßgeblich an der Verhaftung von NS-Tätern beteiligt. Im Laufe der Jahre ließ das öffentliche Interesse an der Verfolgung der NS-Täter aber nach und viele von ihnen kamen als Agenten im Kalten Krieg unter. Andere ehemalige Nationalsozialisten wurden in privaten oder öffentlichen Institutionen in Österreich eingestellt. Auf der Suche nach „Gerechtigkeit für Millionen unschuldiger Ermordeter“ war Wiesenthal ein hartnäckiger, aber auch unbequemer Zeitzeuge (www.simon-wiesenthal-archiv.at).

3.3.1 Entnazifizierung in Österreich

Cornelius Lenguth (2013) fasst in einem „Nationalsozialismus und Vergangenheitsbewältigung“ benannten Kapitel den Entnazifizierungsprozess folgendermaßen zusammen:

Unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs herrschte an der politischen Spitze und in der österreichischen Bevölkerung ein antifaschistischer Geist. Nachdem die provisorische Bundesregierung ihre Arbeit aufgenommen hatte, wurde nach kurzer Zeit das „Verfassungsgesetz über das Verbot der NSDAP“ geschaffen. Doch der Entnazifizierungsprozess gestaltete sich schwierig. Die betroffenen ehemaligen Nationalsozialisten, besonders die Mitläufer, fühlten sich ungerecht behandelt und verteidigten sich mit dem Argument der Pflichterfüllung. Hinzu kam, dass sich die Auffassung verbreitete, Österreich sei ein Opfer der nationalsozialistischen Expansionspolitik. Untermauert wurde dies durch die Moskauer Deklaration von 1943, die teilweise einseitig interpretiert wurde. Nach dieser kurzen antifaschistischen Phase kam es zu einer politischen Klimaänderung, die durch den Kalten Krieg zwischen den Ost- und Westmächten verstärkt wurde. Die Konsequenz war, dass der Antifaschismus durch den Antikommunismus ersetzt wurde (ebd., 68–69).

Innenpolitisch erfolgte mit den ersten Landtags-, Gemeinderats- und Nationalratswahlen eine gesellschaftliche Reintegration der Nationalsozialisten. Die im Nationalrat vertretenen Parteien – ÖVP, SPÖ und KPÖ – hatten schon vor der ersten Nationalratswahl begonnen, um Stimmen von Angehörigen und Sympathisanten der aufgrund des NS-Gesetzes nicht wahlberechtigten ehemaligen Nationalsozialisten zu werben. Bis 1949 wurde der überwältigenden Mehrheit der ehemaligen Nationalsozialisten infolge der Minderbelastetenamnestie das Wahlrecht wieder zugestanden (Bailer-Galander, Neugebauer, 2003, 27).

Außenpolitisch wurde durch die Opferthese klar Stellung gegen den Nationalsozialismus bezogen. In den 1950er-Jahren standen für alle Parteien Bestrebungen zur raschen Beendigung der Entnazifizierung im Vordergrund. Nicht Denkmäler für Widerstandskämpfer und Verfolgte wurden in unzähligen österreichischen Städten und Gemeinden errichtet, sondern Kriegerdenkmäler für die gefallenen Wehrmachtsangehörigen (Uhl, 2001, 23–24).

Nach dem Abzug der Alliierten verschwand auch der Entnazifizierungsprozess aus dem öffentlichen Diskurs.

3.4 Von Angesicht zu Angesicht – Begegnungsgruppen mit Nachkommen von NS-Tätern und Opfern

Schon aus dem bisher zu den historischen Entwicklungen Gesagten wird deutlich, dass in Österreich ein Verleugnen, Verdrängen und Beschönigen der Tatsachen vorherrschend war. Die jüdische Bevölkerung wurde in der Nachkriegszeit im Stich gelassen, während die Taten der Nationalsozialisten verleugnet oder beschönigt wurden. Dadurch gab es in der Nachkriegszeit keinen geeigneten Rahmen, um Opfer und Täter in einen Dialog zu führen und beiden Seiten einen Aufarbeitungsprozess zu ermöglichen.

„Das Verleugnen der Verantwortung für den Massenmord war eine wesentliche Grundlage für die Maske der bürgerlichen Normalität. Verdrängung war im Land der Täter ein Element der offiziellen Kultur“ (Bar-On, 2005, 2).

Erstmals gab es in Österreich von 1. bis 4. Juli 1995 eine „Austrian Encounter“-Gruppe. Vorangegangen war dieser eine Begegnungsgruppe in Deutschland, die sich aus Söhnen und Töchtern von deutschen Nationalsozialisten und deutschen Juden zusammensetzte (Munn, 1999). Diese Encountergruppe wurde von Dan Bar-On, Professor für Verhaltensforschung an der Negev Universität in Israel, gegründet. Dan Bar-On wurde 1938 in Haifa geboren. Seine Eltern waren deutsch-jüdischer Herkunft und konnten dem Holocaust entkommen, indem sie nach Israel ausreisten. Nach dem Psychologie-Studium war Bar-Ons Hauptanliegen die therapeutische Arbeit mit Holocaust-Überlebenden. 1992 gründete Bar-On unter dem Titel „To Reflect and Trust“ (kurz: TRT) Begegnungsgruppen, in denen Opfer- und Täter-Nachkommen zusammentrafen. Der Austausch der Lebensgeschichten sollte es ermöglichen, kollektive und individuelle Erfahrungen zu verknüpfen. Nach seiner Promotion untersuchte Bar-On in einer Feldstudie die moralischen und psychologischen Nachwirkungen der NS-Diktatur bei Kindern von Nazi-Tätern (Bar-On, 2006, 9–10). „1985 kam ich nach Deutschland und führte mehr als 90 qualitative Interviews mit den mittlerweile erwachsenen Kindern von Nazitätern, um Erkenntnisse über die psychischen Folgen des Holocaust für diese Gruppe zu gewinnen“ (Bar-On, 2005, 1). Diese Interviews stehen ab Seite 27 im Mittelpunkt.

3.4.1 Die Entstehung der TRT-Gruppen

Die TRT-Gruppen bestanden aus Nachkommen sowohl von NS-Tätern als auch Holocaust-Überlebenden. In Deutschland entstand im Oktober 1988 eine solche Selbsthilfegruppe – und zwar infolge der Interviews, die Bar-On mit Nachkommen der NS-Täter geführt hatte. Nachdem sich die Selbsthilfegruppe vier Jahre lang unter der Leitung von Bar-On getroffen hatte, erklärten sich die Teilnehmer bereit, Holocaust-Überlebenden zu begegnen. Ab Juni 1992 trafen sich Mitglieder von „One Generation After“, einer Organisation Holocaust-Überlebender in Boston und New York, mit Nachkommen von NS-Tätern einmal jährlich im Wuppertal (Bar-On, 2006, 29).

Samson Munn, der Mitglied einer TRT-Gruppe in Boston gewesen war, entschied sich im April 1993, in Österreich eine Begegnungsgruppe mit Töchtern und Söhnen von österreichischen Nationalsozialisten und Holocaust-Überlebenden zu gründen. Sein Ziel war es, „ernsthafte, intellektuell ehrliche und motivierte Teilnehmer einzubeziehen, die sowohl zuhören als auch reden konnten“. (Munn, 1999) Nach einer intensiven Anlaufzeit von zwei Jahren kam die Begegnungsgruppe erstmals im Juli 1995 zustande. Drei Besuche in Wien waren für Munn, der sich als Facilitator (engl. „faciliate“: erleichtern, fördern) wahrnahm, vor der ersten Begegnung nötig, um die Teilnehmer zu organisieren, die Gruppe vorzubereiten und sich mit jedem Teilnehmer zu treffen. Doch in den ersten TRT-Gruppen nahmen keine Kinder von Überlebenden des Holocaust, keine Roma oder Sinti, keine Israelis oder österreichische Juden teil. Die ersten jüdischen Mitglieder dieser Gruppe waren Kinder von Österreichern, die rechtzeitig fliehen konnten (ebd., 1).

Begegnungsgruppen wurden auch in anderen Ländern ins Leben gerufen:

- Universitätsstudentengruppen in Deutschland und den USA (Björn Krondorfer, Christian Staffa)
- einige jüdisch-deutsche Dialoggruppen in Boston
- internationale Versammlungen und Seminare, gegründet von Kathrine Klinger (London) und Christian Staffa (Berlin)

- die internationale Gruppe „One by One“
- eine Vielzahl von interessanten und wertvollen Gruppen in Holland (z.B. für durch Vergewaltigung gezeugte Töchter und Söhne von holländischen Müttern und Nazi-Vätern) (ebd., 1)

3.4.2 Was bewirken Begegnungsgruppen zwischen Nachkommen von NS-Tätern und Opfern?

Für die Opfer war das Verschweigen ihrer Erniedrigungen und Verletzungen in der Zeit des Nationalsozialismus eine Strategie des Überlebens. Nach den intensiven Gesprächen von Bar-On mit Nachfahren von NS-Tätern wurde deutlich, dass der Umgang mit den Erfahrungen der Vergangenheit sowohl auf Täter- als auch Opferseite ähnliche Muster aufwies (Kutz, 2004, 11). Doch die Gründe für das Schweigen haben bei Opfern und Tätern andere Wurzeln. Holocaust-Überlebende litten und leiden häufig unter der „Überlebensschuld“, während die Täter versuchten, die von ihnen verübten Gräueltaten vor ihren Familien zu verbergen, um das positive Bild, das die Nachkommen von ihnen haben, aufrechtzuerhalten (Bar-On, 2006, 48).

Die meisten Teilnehmer der Begegnungsgruppen waren voller Ängste zu dem ersten Treffen gefahren. Der „Gegenseite“ mit der eigenen Erblast zu begegnen und darüber zu sprechen, war für viele nicht einfach. Die gemeinsame Hoffnung war, aus dem selbstgestalteten Gefängnis des Schweigens und der Sprachlosigkeit ausbrechen zu können (Munn, 1999, 1).

Der Transfer der Lebensgeschichte war für Bar-On das Wirkungsvolle an den Dialogprozessen. Das Zuhören sollte helfen, die eigenen Gefühle und die der anderen besser zu verstehen: „Das Wissen und Mitfühlen mit dem Leid des anderen schafft die Basis für einen Dialog“ (Bar-On, 2005, 3). Durch die Atmosphäre von Vertrauen und Nachdenken war es für die Nachkommen der NS-Täter und Opfer möglich, sich durch Themen durchzuarbeiten, an die sie sich zuvor nicht herangewagt hatten. Beide Parteien entwickelten während des Durcharbeitungsprozesses eine gemeinsame emotionale und begriffliche Sprache,

die sich von der Terminologie und den Vorstellungen der jeweiligen Herkunftsgesellschaften unterschied (Bar-On, 2004, 308–309). Im TRT-Gruppenprozess ging es nicht darum, die Vergangenheit abzuschließen oder zu vergessen, sondern neue Wege im Umgang mit ihr zu finden. Ein erfolgreiches Durcharbeiten bedeutete, bewusster und auf weniger selbstdestruktive Weise mit der Vergangenheit zu leben. Der Holocaust wird samt den Auswirkungen bei den Überlebenden und Tätern immer gegenwärtig bleiben (ebd., 313).

3.4.3 Der TRT-Gruppenprozess

Am Anfang des Gruppenprozesses teilten die Mitglieder beider Gruppen ihre Geschichten miteinander und erzählten, wie sie die Nachwirkungen des Holocaust sowie der NS-Zeit erlebten und erleben. Diese Auseinandersetzung ging mit Schlaflosigkeit, Ängsten und unkontrollierbaren Reaktionen der Teilnehmer einher. Die Ursachen dafür erkannten die Beteiligten im Schweigen, der Verdrängung oder in anderen problematischen Reaktionen der Eltern bzw. des sozialen Umfelds. Die Erkenntnis eines persönlichen Bezugs zum Holocaust führte in vielen Fällen zu einem Gefühl der Entfremdung von sich selbst oder vom sozialen Umfeld. Es brauchte viele Jahre, bis die Teilnehmer begreifen konnten, „wie die Aspekte von Entfremdung mit ihrer persönlichen Beziehung zum Holocaust und der Nazi-Zeit in Verbindung standen“ (Bar-On, 2004, 311). Bar-On stellte fest, dass die jüdischen Teilnehmer unter einer physischen und psychischen Entwurzelung litten. Ihre Eltern waren nach dem Holocaust ins Ausland emigriert und konnten den Verlust ihrer Familienmitglieder nicht verwinden. Die meisten deutschen Teilnehmer erlebten – wenn auch aus anderen Gründen als die Holocaust-Überlebenden – ebenfalls ein Gefühl der psychischen Entwurzelung. Für sie hatten die Eltern mit ihren Taten ihre „Wurzeln vergiftet“, die sie nun nicht mehr als Grundlage ihrer Identität brauchen konnten. Sie mussten, wie die Nachkommen der Überlebenden, neue psychologische Wurzeln entwickeln (ebd., 311).

Ein Hauptthema in den Gruppen war, ob ein Leben ohne Abhängigkeit oder Gegenabhängigkeit (Trotzverhalten gegen die Abhängigkeit) von den Eltern möglich wäre (Bar-On, 2004, 311). Die Individuation war bei den jüdischen Nachkommen schwierig, weil sich die Eltern emotional auf sie verließen. Die Kinder von Nazi-Verbrechern distanzieren sich hingegen häufig von ihren Eltern, weshalb sie unter einer emotionalen Leere litten (Bar-On, 2004, 311). Im geschützten Rahmen der Gruppe war es den Nachkommen der Opfer und der Täter möglich, einen inneren Dialog mit dem potentiellen Opfer in sich zu führen. Viel schwieriger gestaltete es sich, einen offenen Dialog mit dem potentiellen Täter in sich herauszuarbeiten und darauf einzugehen oder sogar die Opfer- und Täterelemente der eigenen Identität miteinander „ins Gespräch“ zu bringen. Dadurch konnte ein

anderes Thema seinen Platz finden: Was bleibt übrig, wenn wir beide Rollen – die des Opfers und des Täters – in uns akzeptiert haben und nicht mehr nur in einer der beiden Rolle verhaftet bleiben? Wie wirkt sich das auf die Identität der jeweiligen Personen aus? Dieser neue Identitätsbildungsprozess beruht dann nicht auf der Negation des „Anderen“ oder dem Ganz-im-Opfer-Dasein-Aufgehen (Bar-On, 2004, 310–312).

4 Interviews mit Nachkommen von NS-Tätern, Holocaust-Überlebenden und „jüdischen Mischlingen“

Die nachfolgenden Interviews dienen der Analyse der vererbten Gefühlsbotschaften der Nachkommen von NS-Tätern, Holocaust-Überlebenden und „jüdischen Mischlingen“ sowie der Verdeutlichung der theoretischen Aspekte. Um die psychischen Auswirkungen im Lebenslauf der Interviewten nachvollziehbar zu machen, werden auch die Beziehungsgestaltungen zu nahestehenden Bezugspersonen thematisiert. Auch die Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die jeweiligen Interviewten werden nachfolgend herausgefiltert.

4.1 Interviews mit Nachkommen von NS-Tätern

Im Folgenden stehen zwei Interviews, die Dan Bar-On (2004) mit Kindern von Nazi-Tätern führte, im Zentrum. Die Interviews fanden zwischen 1985 und 1987 in Deutschland statt. Die Namen der Interviewten wurden anonymisiert.

4.1.1 Renate

Ein Freund von Renate war bereits von Bar-On interviewt worden. Das veranlasste Renate, sich zu einem Gespräch mit dem Psychologen bereit zu erklären.

Renate wurde 1942 in Deutschland geboren, ist Juristin und engagiert sich für eine politisch linksgerichtete Organisation. Sie hat einen um zwei Jahre älteren Bruder und eine Schwester (Anm.: Das Alter der Schwester blieb im Interview unerwähnt). Der Vater war von 1945 bis 1948 in amerikanischer Kriegsgefangenschaft in Italien. Anschließend war die Familie häufig vom Vater getrennt bzw. kam es zu vielen Ortswechseln, da er in verschiedenen deutschen Städten Arbeit suchte. Als Renate 16 Jahre alt war, wurde die Familie schließlich in Düsseldorf sesshaft. 1962 wurde der Vater aufgrund der von ihm verübten Kriegsverbrechen zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, von denen er drei Jahre absaß. Nach dem Abitur begann

Renate, Romanistik und Germanistik in Tübingen zu studieren. Während dieser Zeit stand der Vater erneut wegen Kriegsverbrechen in Stuttgart vor Gericht. Renate beobachtete den zweiten Prozess gegen ihren Vater – er wurde schließlich freigesprochen – und hatte das Gefühl, „nichts zu verstehen“. Aus diesem Grund begann sie Jura zu studieren. Um sich von ihrer Herkunft distanzieren zu können, heiratete Renate schon früh während ihrer Studienzeit in Tübingen und brachte kurze Zeit später eine Tochter, ihr einziges Kind, zur Welt. Aufgrund des Interviews mit Dan Bar-On wurde Renate die aus der Geschichte des Vaters resultierende Last bewusst und sie entschloss sich, eine Therapie zu machen. Eineinhalb Jahre später trafen sich Bar-On und Renate erneut zum Interview (ebd., 222-227).

Renates Mutter:

Sowohl Renates Geschwister als auch die Mutter vertraten den Standpunkt, dass dem Vater großes Unrecht widerfahren sei. Er habe nur deshalb Menschen erschossen, weil er dazu gezwungen worden war. „Er musste das machen, er musste Leute erschießen“ (ebd., 226). Die Mutter sprach immer von einem „Befehlsnotstand“ und verteidigte den Vater (ebd., 227). Sie machte ihm nie Vorwürfe, stellte keine Fragen und kritisierte ihn nicht. Laut Renate wurden die Belastungen der Mutter sichtbar, nachdem der Vater aus dem Gefängnis entlassen worden war. Die gesundheitliche Situation der Mutter verschlimmerte sich nach dem Tod des Vaters zusehends: Wegen Depressionen war sie mehrmals in psychiatrischen Krankenhäusern in Behandlung. Auch Suizidgefahr war gegeben (ebd., 235).

Renates Vater:

Der Vater war SS-Hauptsturmführer und hatte im Krieg Erschießungskommandos geleitet. Er hatte russische Partisanen und Juden erschossen, nachdem sie ihr eigenes Grab ausgehoben hatten (ebd., 226). Einige Monate später kam er zu einem anderen Einsatzkommando, dessen Aufgabe es war, hinter der Wehrmacht herzuziehen und „Säuberungsaktionen“ durchzuführen, d.h. politische Kommissare und Juden umzubringen. 1958 fand der Vater in Düsseldorf eine Arbeitsstelle bei

der Kriminalpolizei, wo er schon vor dem Krieg tätig gewesen war. Kurz vor seiner Verhaftung im Jahr 1962 wurde er zum Kriminalhauptkommissar befördert. Bis dahin hatte Renate angenommen, ihr Vater sei im Krieg einfacher Soldat gewesen. Zuhause war nie über die Kriegszeit gesprochen worden. Auch als der Vater verhaftet wurde, blieben Fragen, die Renate an die Mutter richtete, unbeantwortet. Die Mutter wusste, dass ihr Mann bei der SS gewesen war, jedoch war seine dortige Rolle bis zum Zeitpunkt seiner Verhaftung nie thematisiert worden. Den Vater beschreibt Renate als pedantisch, sehr streng und gewalttätig – Letzteres insbesondere dem Bruder gegenüber. Der Bruder hatte kein Abitur gemacht und war für den Vater, der sehr auf Leistung fixiert war, ein Versager. Die Schwester war das Lieblingskind des Vaters, da sie sehr angepasst war. Aufmerksamkeit vom Vater bekam Renate nur, wenn sie gute Noten nach Hause brachte (ebd., 223-224).

Renate konnte die Taten des Vaters während des Nationalsozialismus nie entschuldigen. Sie hoffte, der Vater würde sie bereuen und Mitleid mit den Opfern empfinden. Stattdessen hatte der Vater nur Mitleid mit sich selbst und blieb sein Leben lang Antisemit. Die Kriegsgefangenschaft in Italien konnte er nie überwinden. Renate galt in ihrer Familie als Verräterin, da sie nicht vorbehaltlos hinter ihrem Vater stand. In der Therapie wurde Renate bewusst, dass sie die Schuld übernommen hat, die ihr Vater nicht empfunden oder nicht gezeigt hat. Einige Jahre vor den Interviews starb Renates Vater an einem Schlaganfall (ebd., 234-237).

Auswirkungen des Nationalsozialismus auf Renate:

Wie erwähnt, entscheidet sich Renate für das Jura-Studium, nachdem sie beim Prozess gegen ihren Vater anwesend war. Die frühe Heirat nimmt sie als Flucht vor ihrer Herkunft und einer von Verdrängung, Vermeidung und Anpassung geprägten Atmosphäre wahr. Der Fokus verlagerte sich auf ihre eigene Familie, während die Eltern und Geschwister in den Hintergrund rückten. Renate hatte ihren Vater immer wieder mit seinen Taten konfrontiert. Heftige Auseinandersetzungen waren die Folge, die Kluft zwischen ihr und der Familie wurde immer größer. Renates Vater hatte nie über die Opfer gesprochen – diese waren kein Thema für ihn. Ihn

beschäftigte ausschließlich die Ungerechtigkeit, die ihm selbst widerfahren war (ebd., 232)

„Wenn ich mir vorstelle, dass 20 oder 25 Millionen Menschen von den Deutschen umgebracht wurden und vielleicht ein paar hundert von ihnen auf das Konto meines Vaters gehen, dann habe ich das Gefühl, dass die ganze Geschichte auf mir lastet. Und dass jemand eine ganz persönliche Schuld trägt und kein Wort des Mitleids für die Opfer findet, das hat mich bei meinem Vater am meisten abgestoßen. Die drei Jahre des Leidens im Gefängnis kann man damit nicht vergleichen, sie stehen dazu in gar keinem Verhältnis“ (ebd., 232).

Renate sieht in ihrem ausgeprägten sozialen Empfinden – sie hat immer das Bedürfnis, sich auf die Seite der Schwächeren zu stellen – und ihrer Berufswahl den Versuch, einen Beitrag zur Wiedergutmachung zu leisten.

4.1.2 Fritz

Durch einen Leserbrief im deutschen Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“, in der Fritz die Lebensgeschichte seines Vaters erzählte, wurde das Interesse von Dan Bar-On an diesem neuen Interviewpartner geweckt. Im Brief drückte Fritz die Einsamkeit aus, unter der er in der Nachkriegszeit gelitten hatte, als die Gesellschaft zu den Taten des Nationalsozialismus schwieg. Nachdem sich Fritz jahrelang mit dem Erbe seines Vaters gequält hatte, begann er sich nach dem Tod seiner Mutter und aufgrund eines Artikels im „Spiegel“ erneut für das Leben seines Vaters während des Nationalsozialismus zu interessieren (ebd., 266).

Fritz wurde 1940 in Hamburg geboren. Nach den schweren Bombenangriffen 1943 zog die Familie nach Braunschweig. Zwei Jahre nach Fritz' Geburt kam seine Schwester zur Welt, die aufgrund der schlechten medizinischen Versorgung eine Woche nach der Geburt starb. Nach dem Tod seines Vaters zu Weihnachten 1948 – die Mutter erzählte, der Vater sei in britischer Gefangenschaft gestorben – zog die Mutter mit Fritz zu seinem Großvater, den Fritz sehr gerne hatte. Nach dem Bankrott der Fabrik des Großvaters zog Fritz mit seiner Mutter nach Düsseldorf. Er

absolvierte eine Ausbildung zum Lehrer und lernte seine zukünftige Frau Maya, eine Jüdin, kennen (ebd., 267-271).

Fritz erfuhr erst im Alter von etwa 20 Jahren dank seines Onkels von der nationalsozialistischen Vergangenheit des Vaters und dass dieser hingerichtet worden war (ebd., 273)

Fritz' Vater:

Der Vater, ein Rechtsanwalt, war Gestapo-Chef für das Gebiet von Braunschweig, inklusive der Göring-Werke. Für Fritz spielte der Vater keine prägende Rolle in seinem Leben. Fritz' Onkel nahm den Bruder als sturen Bürokraten wahr, der die Einstellung „Hier stehe ich, das ist meine Arbeit und ich werde meine Aufgabe erfüllen“ hatte (ebd., 277).

Fritz' Mutter:

Von Anfang an war die Ehe der Eltern spannungsreich. Als der Vater in britischer Gefangenschaft war, unternahm die Mutter trotzdem sehr viele Anstrengungen, um ihren Mann freizubekommen. Nach seinem Tod arbeitete die Mutter in der Fabrik des Großvaters, der das Unternehmen bald an die Tochter weitergab. Deshalb verbrachte Fritz – er fühlte sich oft allein gelassen – sehr viel Zeit bei seiner Großmutter, die sich nicht von der Kirche oder den Nazis beeinflussen ließ. Als die Firma Bankrott ging, war die Mutter erschöpft und mit der Situation überfordert. Der finanzielle Zusammenbruch und der Tod des Ehemanns belasteten sie sehr. Je älter die Mutter wurde, desto öfter erwähnte sie den Vater und stellte ihn in einem positiven Licht dar. Über den Krieg sprach die Mutter nie, obwohl sie die gesamte Korrespondenz, Papiere und Briefe aufgehoben hatte und Fritz auch zeigte. Auf seine Fragen nach der Rolle seines Vaters im Krieg gab die Mutter keine Antworten. In den Briefen des Vaters oder in dem Tagebuch konnte Fritz nicht die leiseste Spur einer politischen Stellungnahme finden. In der Verteidigungsrede des Vaters war kein Gefühl von Reue für seine Taten im Nationalsozialismus sichtbar. Die Gestapo blieb für ihn eine Behörde wie jede andere auch, in der in Kriegszeiten Exzesse

stattgefunden hatten (ebd., 270-277). Seine Rechtfertigungen waren laut Fritz voll „purer Ignoranz und blinder Halsstarrigkeit“ (ebd., 277).

Auswirkungen des Nationalsozialismus auf Fritz:

Fritz hatte große Schwierigkeiten im Umgang mit Menschen, insbesondere mit Männern. Für ihn vertrat sein Vater in „jedem Punkt etwas, das widerlich ist“. Fritz' Einstellung zu Frauen, zur Musik und Politik steht im Gegensatz zu der des Vaters. Der „Schatten des Vaters“ wirkte lange Zeit wie eine Störung. Fritz definierte sich, indem er zu seinem Vater in Opposition ging. Dabei verlor er sich in Negativität und Isolation, bis sich durch die Heirat ein Ausweg bot (ebd., 279-280).

Die Ehe blieb kinderlos. „Mir ist eine gewisse Perversität unserer Beziehung erst viel später bewusst geworden. Ich hatte das so erfolgreich weggetan“ (ebd., 279). Viele Nachkommen von NS-Tätern blieben kinderlos, weil sie befürchteten, einen „schlechten Samen“ weiterzureichen, während Kinder der Opfer des Nationalsozialismus oft einen Auftrag zur Fortpflanzung verspürten (ebd., 303).

Fritz sprach in den Interviews von seinem Vater als „diesem Mann“ und brachte dadurch seine Wut zum Ausdruck. Für Bar-On war ein Bedürfnis nach Liebe spürbar, das vom Vater nie befriedigt worden war (ebd., 303). Aufgrund der Abwesenheit des Vaters während des Krieges und wegen seines frühen Todes war es Fritz nicht möglich, eine Beziehung zu seinem Vater herzustellen.

4.2 Interviews mit Nachkommen von Holocaust-Überlebenden

Nachfolgend werden zwei Interviews aus dem Sammelband „Das ist einfach unsere Geschichte“ wiedergegeben, der von Marie-Luise Kindler, Luise Krebs, Iris Wachsmuth und Silke Brigitta Gahleitner herausgegeben wurde (2013). Im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts in Haifa versuchten die Berliner Autorinnen, einen Ländervergleich zu erarbeiten. Verglichen wurden deutsche und israelische Erinnerungskulturen, die sich dem Holocaust sehr unterschiedlich näherten (ebd., 9).

Folgende Fragestellungen standen im Fokus der Forscherinnen:

- „Welche Erfahrungen machten und machen Kinder von Eltern, die während der Zeit des Nationalsozialismus gelebt haben und sozialisiert wurden?“
- Welche familiären intergenerationalen Prozesse sind aus dem elterlichen Erleben des Nationalsozialismus abzuleiten?
- Wie wirkt sich der innerfamiliäre Umgang mit der nationalsozialistischen Geschichte auf die Lebensrealitäten der „zweiten Generation“ aus?
- Welchen Einfluss haben diese Prägungen auf die konkreten Lebenswege der Töchter und Söhne? (ebd., 11)“

Einziges Auswahlkriterium für die Interviewpartner war die Geburt nach dem Zweiten Weltkrieg und das Geburtsdatum eines Elternteils vor dem Jahr 1925. Die Interviewten meldeten sich hauptsächlich aufgrund von Inseraten in lokalen Zeitungen und eines Aufrufs im Internet (ebd., 12).

4.2.1 Herr Buchholz

Herr Buchholz wurde 1966 in Westdeutschland geboren und wuchs bei seinen Großeltern mütterlicherseits in Bayern auf. Die Großeltern wurden 1939 von Nationalsozialisten aus ihrem Heimatdorf im ehemaligen Sudetenland nach Auschwitz und Theresienstadt deportiert. Nach dem Krieg übernahmen sie 1945 einen Handwerksbetrieb im Bayrischen Wald. Dort prägten antisemitische Diffamierungen den Alltag von Herrn Buchholz und dessen Großeltern. Ab dem zwölften Lebensjahr lebte er bei seiner Mutter und dem nicht-jüdischen Stiefvater, der ihn täglich schlug. Als Herr Buchholz 14 Jahre alt war, flüchtete er ins Ausland. Nach seiner Rückkehr absolvierte er eine Ausbildung im künstlerisch-technischen Bereich. Aufgrund von Überfallsdelikten wurde er 1997 zu einer langjährigen Haftstrafe verurteilt. Während des Haftzeitraums schloss er zwei Bachelor-Fernstudien in Geisteswissenschaften ab (ebd., 104-105).

Herrn Buchholz' Großeltern:

Die Großeltern mütterlicherseits wuchsen im ehemaligen Sudetenland auf und arbeiteten bis zu ihrer Deportation gemeinsam in einem Handwerksbetrieb. 1945, nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager, trafen sich die beiden in einem „Displaced Persons Camp“ wieder. Der Großteil der Familie mütterlicherseits überlebte den Holocaust nicht. Herr Buchholz wurde in seiner Kindheit aufgrund seiner jüdischen Herkunft von Schulkollegen und Lehrern geprügelt und beschimpft. Die Großeltern waren für ihren Enkelsohn keine Unterstützung, da sie durch ihre eigenen Traumatisierungen nicht dazu in der Lage waren (ebd., 104-106).

Herrn Buchholz' Eltern:

Den leiblichen Vater lernte Herr Buchholz nie kennen. Aufgrund der zunehmenden Brutalität des Stiefvaters floh Herr Buchholz mit 14 Jahren ins Ausland. Bis heute hat er keinen Kontakt zur Familie (ebd., 106).

Auswirkungen des Nationalsozialismus auf Herrn Buchholz:

Aufgrund der Traumatisierungen der Großeltern gab es im Leben von Herrn Buchholz kaum Stabilität und Sicherheit. Der Großvater reagierte auf die Gewalttätigkeiten, die dem Enkelsohn widerfuhren, kämpferisch: „Mein Großvater vertrat immer sehr radikale Ansichten. Der hat mir einmal einen Karabiner in die Hand gedrückt und (gesagt), ich soll sie alle umbringen“ (ebd., 108).

Lange Zeit war es für Herrn Buchholz nicht möglich, über seine Geschichte und seine Kindheitserfahrungen zu sprechen. Die Erinnerungen hat er weggeschlossen und verdrängt. Antisemitismus, Rassismus und Verfolgung sind Herrn Buchholz zufolge familiäre Erfahrungen, die eine Verbindungslinie zwischen dem Leben seiner Großeltern und seiner eigenen Biografie darstellen. Einen Zusammenhang sieht er auch zwischen seiner Herkunft und seiner Straffälligkeit (ebd., 108-109).

Herr Buchholz leidet außerdem unter dem Verlust vieler Familienangehöriger: „Von meiner Familie, die nicht klein gewesen sein soll, haben eins, zwei, drei, vier Menschen überlebt – der Schnitt ist ja drastisch. Auch eine Folge, unter der man heute noch leidet, weil auch Familie fehlt. Mir fehlen meine Wurzeln schon irgendwie“ (ebd., 109).

4.2.2 Herr Petersen

Herr Peterson wurde 1952 geboren und wuchs mit seinem um zwei Jahre älteren Bruder in Westdeutschland auf. Sein Vater wurde 1924 in Westdeutschland, seine Mutter 1923 im ehemaligen Schlesien geboren. Bereits in der Kindheit wusste Herr Peterson um die Verfolgung und Deportation des jüdischen Großvaters und des Vaters während der NS-Zeit. Durch die Lagererfahrung war der Vater schwer traumatisiert – mit weitreichenden Folgen für Herrn Petersen, der bereits mit zwölf Jahren suchtkrank und suizidgefährdet war. Alkohol und Drogen halfen ihm, die Gewaltausbrüche des Vaters auszuhalten. Herrn Petersens Bruder beging noch vor dem 30. Lebensjahr Selbstmord, seine Mutter nahm sich mit fast 80 das Leben. Mit 17 Jahren ging Herr Petersen nach Israel. Er arbeitete dort in einem Kibbuz auf dem Feld und in Jerusalem als Altenpfleger. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland absolvierte er eine journalistische Ausbildung und ein Volontariat in einer Parteiorganisation. Er studierte Geistes- und Sozialwissenschaften, schloss das Studium aber nie ab. Herr Petersen lebt heute mit seiner Lebensgefährtin in einer Großstadt, arbeitet freiberuflich und pflegt seinen Vater. Er hat eine Tochter aus erster Ehe (ebd., 110-114).

Herrn Petersens Vater:

Der Vater wurde nach seiner Befreiung aus dem KZ durch die Amerikaner in eine psychiatrische Klinik eingewiesen – Diagnose: „nervenkrank“ und Erschöpfungsdepression. Die Familie litt unter seinen Wutanfällen, gewalttätigen Übergriffen sowie „Nervenausbrüchen“. „Wenn er geschlagen hatte, dann brach er in sich zusammen und fing an zu heulen, und es tat ihm alles fürchterlich leid. Und wir müssen doch verstehen und er hatte doch so schwierige Erlebnisse“ (ebd., 111).

Wegen des Verhaltens des Vaters hatte Herr Petersen lange Zeit Hassgefühle: „Geschlagen zu werden, um dann zu verstehen und zu trösten, das war einfach eine Überforderung für mich“ (ebd., 111).

Der Vater hatte lange Zeit nicht über seine Erlebnisse während der Lagerzeit gesprochen. Erst als sich Herr Peterson besser mit dem Vater verstand, erzählte dieser, zu welchen Arbeiten er im Lager herangezogen worden war. Herr Petersen weiß allerdings bis heute nicht, in welchem Lager der Vater untergebracht war. Für einige Jahre brach Herr Petersen den Kontakt zum Vater ab, näherte sich ihm wieder an und versöhnte sich letztendlich wieder mit ihm (ebd., 112-113).

Herrn Petersens Mutter:

Herr Petersen ist überzeugt, dass seine Mutter in den Jahren, als die Auswirkungen der NS-Zeit allgegenwärtig waren, unter Depressionen litt. Die Mutter fühlte sich aufgrund der Vorgeschichte des Vaters verpflichtet, ihn zu schützen. Sie hatte sich immer auf seine Seite gestellt und nahm die Rolle der Pflegerin ein. Mit beinahe 80 Jahren beging die Mutter Selbstmord, den der Vater verleugnete und als Unfall rekonstruierte (ebd., 110).

Herrn Petersens Bruder:

Die Beziehung zum Bruder beschreibt Herr Petersen als sehr innig. Er hatte starke „psychische Störungen und eine Beruhigungsmittelabhängigkeit“ (ebd., 112). Noch vor dem 30. Lebensjahr warf sich der Bruder vor einen Zug und setzte seinem Leben ein Ende (ebd., 110).

Auswirkungen des Nationalsozialismus auf Herrn Petersen:

Herr Petersen erinnert sich kaum an seine Kindheit. Seine „frühkindlichen traumatischen Erlebnisse hat er total verkapselt“ (ebd., 111). Er erinnert sich, dass er als Kind immer brav sein musste und nicht auf sich aufmerksam machen durfte, aus Rücksicht auf den kranken Vater.

In der schwierigen Vorgeschichte der Eltern und dem Erleben eines gewalttätigen Elternhauses sieht Herr Petersen einen großen Widerspruch, der sein ganzes Leben auf schizophrene Art und Weise beeinflusst und geprägt hat (ebd., 112). Den Vater als Täter wahrzunehmen und über seine erlebten Gräueltaten Bescheid zu wissen, war für den jungen Herrn Petersen eine unüberbrückbare Hürde. Durch diesen familiären Hintergrund erklärt er sich seine Suchterkrankung und Suizidversuche: „Wenn man mit Widersprüchen nicht fertig wird, dann versucht man, ihnen zu entkommen, und das ging am besten unter Alkohol und Drogen, dachte ich“ (ebd., 112).

Das lebensbegleitende Gefühl, alles bis zum Exzess durchziehen zu müssen, seine Antipathie gegenüber autoritären Verhaltensmustern und seine Arbeit als Freiberufler ergaben sich Herrn Petersens Wahrnehmung zufolge aus dem Verhältnis zu seinem Vater (ebd., 113).

4.3 Interviews mit „jüdischen Mischlingen“

Aus der Dissertation von Sonja Grabowsky (2012) stehen nachfolgend zwei Interviews im Zentrum, die ursprünglich im Zuge einer Studie zum Thema „Meine Identität ist die Zerrissenheit“. „Halbjüdinnen“ und „Halbjuden“ im Nationalsozialismus entstanden sind. Diese Interviews werden auch in den Kapiteln über Identität (siehe Seite 87) und Ambivalenzen (siehe Seite 93) thematisiert.

4.3.1 Herr Bernhard Oppermann

Herr Oppermann kam 1935 in einer norddeutschen großbürgerlichen, nationalgesinnten Familie zur Welt. Seine 1906 geborene Mutter war jüdischer Abstammung und wurde bereits im Säuglingsalter evangelisch getauft, da der Großvater evangelisch war. Die Eltern heirateten 1933, danach kam der Bruder von Herrn Oppermann zur Welt, der nach elf Monaten starb. Ein Jahr später wurde Bernhard Oppermann geboren. 1940 kam der jüngere Bruder, 1948 die Schwester zur Welt.

1935 zog die Familie nach Prag, da dem Vater, der ein promovierter Philosoph war, die Möglichkeit einer Habilitation in Aussicht gestellt wurde. Da der Vater in einer „Mischehe“ lebte, wurde er Ziel antisemitischer Anfeindungen. 1939 wurde ihm der Verbleib an der Universität unmöglich gemacht. Auf der Reise nach Belgien – der Vater fand dort Arbeit in der Forschung – ließen die Eltern den vierjährigen Bernhard in der Obhut der jüdischen Großeltern. Zu diesem Zeitpunkt versteckte die Großmutter auch ihre beiden „volljüdischen“ Söhne – damals elf und 16 Jahre alt – , die sie bald ins Ausland in ein Internat schickte. Noch im selben Jahr holten die Eltern ihren Sohn nach Belgien. Nach einer zweimonatigen Internierung des Vaters kam die Familie 1940 nach Deutschland zurück, da ihm die Forschungsarbeit in Belgien untersagt wurde. Die Familie quartierte sich bei der mittlerweile verarmten jüdischen Familie von Herrn Oppermanns Mutter ein. 1941 fand der Vater Arbeit als kaufmännischer Mitarbeiter. 1942 wurde der Großvater nach Theresienstadt deportiert, wo er sich am Aufbau der evangelischen Gemeinschaft beteiligte. Im September 1945 kehrte der Großvater nach Hause zurück. Aufgrund des Verfolgungsdrucks und der erlittenen Schicksalsschläge wurde die Mutter psychisch krank und erholte sich nur langsam von den Belastungen der NS-Zeit. 1943 schickte die Familie Bernhard in ein österreichisches Kinderheim. Ein Jahr später erkrankte Herr Oppermann an Tuberkulose und musste drei Monate im Krankenhaus verbringen. Seine nächste Station war ein Kinderheim in Süddeutschland, das von Niederländern geführt wurde und verfolgten Kindern Unterschlupf bot. Erst 1944 kehrte Bernhard Oppermann zu seiner Familie zurück. Im April 1945 kam er zur Hitlerjugend (HJ), nachdem er nur nach der väterlichen Abstammung gefragt worden war. 1953 begann er mit seinem Studium und fand eine Anstellung als Verwaltungsbeamter. Bis heute engagiert er sich in einer Organisation für NS-Verfolgte (ebd., 161-164).

Auswirkungen des Nationalsozialismus auf Herrn Oppermann:

Durch den belastenden Verfolgungsdruck der Familie litt Bernhard Oppermann bereits 1940 an Schlafstörungen und Ängsten, die viele Jahre anhielten (ebd., 163). Jahrelang beschäftigte sich Herr Oppermann mit seiner Identität und stellte fest,

dass die Zuschreibung „Halbjuden“ Einfluss auf sein Selbstverständnis nahm (ebd., 176).

„Seine Zwiespaltenheit besteht aus dem Spannungsverhältnis zwischen der Zuschreibung ‚jüdisch‘ auf die mütterliche Familie einerseits, und der familiären Verleugnung/Abwehr all dessen, was die Kategorisierung impliziert bzw. als Folgen – sowohl während der NS-Zeit als auch nach 1945 – mit sich brachte, andererseits“ (Grabowsky, 2012, 176).

Bevor die Nationalsozialisten an die Macht kamen, waren beide „Teile“ – jüdisch und nationalsozialistisch – keine Gegensätze. Erst durch die stigmatisierenden Zuschreibungen wurden diese beiden Anteile unüberbrückbar.

Herr Oppermann wurde in der NS-Zeit und teilweise auch im deutsch-feindlichen Ausland sozialisiert. Daher war er bereits als Kind Herabsetzungen und Deklassierungen ausgesetzt. Es war ihm nicht möglich, eine familiäre und eigene Identität außerhalb von Degradierung, Trauer und Leid zu entwickeln. Die Ambivalenz zeigt sich bei Herrn Oppermann darin, sich einerseits des Kollektivs der „Deutschen“ entledigen zu wollen und sich andererseits durch die „Teilzugehörigkeit“ nicht vollständig abwenden zu können (ebd., 177).

Beziehung zur Mutter:

Herr Oppermann hat bis heute Schwierigkeiten im Verhältnis zu seiner Mutter, da diese kein Verständnis für seine seelischen Nöte hatte (ebd., 168).

Beziehung zum Vater:

Herr Oppermann stellt seinen Vater als Opportunisten und Karrieristen des NS-Regimes dar. Gänzlich unverständlich ist dem Interviewten die väterliche an Verleugnung grenzende Haltung gegenüber den ehemaligen Nazi-Kollegen. Auch sind viele Handlungen sowie die politisch-gesellschaftliche Meinung des Vaters in der Nachkriegszeit für den Sohn nicht nachvollziehbar. Herr Oppermann stellt sich die Frage, ob sein Vater pro-nazistisch eingestellt war (ebd., 170).

Beziehung zu den Geschwistern:

Nicht nur die Beziehung zu den Eltern und Großeltern gestaltete sich für Herrn Oppermann schwierig, sondern auch die Beziehung zu seinen jüngeren Geschwistern. Durch die Auseinandersetzung mit seiner teiljüdischen Herkunft rief Herr Oppermann bei seiner Schwester und seinem Bruder eine jahrelange Abwehr hervor. Erst heute wird er mit seinem Anliegen, die Familiengeschichte zu thematisieren, ernst genommen (ebd., 171).

4.3.2 Herr Bruno Erhardt

Herr Erhardt wurde 1929 im Ruhrgebiet geboren. Sein jüdischer Vater war schon einmal verheiratet gewesen. Aus dieser Verbindung gingen drei Kinder hervor. Er heiratete in zweiter Ehe Herrn Erhardts Mutter, eine Katholikin, mit der er – einschließlich Herrn Erhardt – weitere fünf Kinder bekam. 1920 konvertierte der Vater zum Katholizismus und arbeitete als Germanist sowie zuerst als jüdischer und anschließend als katholischer Religionslehrer. 1933 wurde er aufgrund seiner jüdischen Herkunft aus dem Staatsdienst entlassen und zwangsumgesiedelt. 1943 wurde Herr Erhardt im Rahmen der nationalsozialistischen Maßnahme „Erweiterte Kinderlandverschickung“ in ein Lager an einem See in Süddeutschland evakuiert. Unter großer Anstrengung gelang es ihm, seine „teiljüdische“ Herkunft zu verbergen. Ab Oktober 1944 war der Vater in einem Berliner Internierungslager inhaftiert. Da der Schulbesuch „Halbjuden“ nicht erlaubt war, begann Herr Erhardt eine Lehre als Anstreicher. Anschließend wurden er und sein Vater gezwungen, in einem Stahl- und Eisenwerk Zwangsarbeit zu leisten. Nach Überwindung einer lebensbedrohlichen Krankheit wurde ihm eine neue Verantwortung übertragen: die Bewachung einiger russischer Zwangsarbeiter. Als diese flohen, wurde Herr Erhardt zu drei Tagen schweren Strafarrests verurteilt. Danach übernahm er Kurierfahrten, im Zuge derer er eine Widerstandskämpferin kennenlernte, die ihm schließlich das Leben rettete (ebd., 177-183).

Bruno Erhardt wurde nach der NS-Zeit aufgrund einer chronischen Erkrankung, die ihn bis heute beeinträchtigt, für ein Jahr krankgeschrieben. Anschließend absolvierte er eine Kunstgewerbeschule und arbeitete bis zur Pensionierung bei einer Wohnbaugenossenschaft. Ein Großteil seiner väterlichen Verwandten wurde ermordet, lediglich seine Halbgeschwister konnten rechtzeitig nach Palästina flüchten. Seit vielen Jahren ist Herr Erhardt als Zeitzeuge aktiv (ebd., 183).

Bruno Erhardts Mutter:

Mitte Juli 1941 wurde Bruno Erhardts behinderter Bruder Horst über die Caritas in die „Heilanstalt Obermarsberg“ vermittelt. Dort wurde er mit Gärtnerstätigkeiten beauftragt, bis er Ende Juli in die Tötungsanstalt in Hadamar überstellt und vergast wurde. Die Mutter zeigte nach dem Tod ihres Sohnes keine Furcht vor dem NS-Regime. Sie reiste nach Hadamar, forderte ein Gespräch mit der Anstaltsleitung und hielt in einem Schreiben an selbige fest, Bescheid zu wissen, dass ihr Sohn keines natürlichen Todes gestorben sei. Sie drohte der Anstaltsleitung mit Anzeige, sollte das Eigentum des Sohnes nicht zurückerstattet werden (ebd., 182-183).

Bruno Erhardts Vater:

Der hohe Bildungsgrad des Vaters verhalf dem jungen Bruno immer wieder dazu, die nötige Anerkennung der Mehrheitsgesellschaft zu erhalten. Der Status des „Gelehrten“ ermöglichte es dem Vater, Freundschaft mit dem Schuldirektor zu schließen und somit der rassistischen Propaganda zu trotzen (ebd., 188).

5 Täter und Opfer im Familienverband

Um die Theorie in den folgenden Kapiteln nachvollziehbar zu gestalten, werden vereinzelt die im Kapitel 3 dargestellten Interviews herangezogen.

Kollektive Katastrophen wie Genozide, Kriege, ethnische Gewalt und Vertreibungen erzeugen bei den Betroffenen – sowohl Opfern als auch Tätern – eine Reihe von spezifischen Identifizierungsproblemen und Generationskonflikten. Für die Überlebenden des Holocaust und für die Menschen der überfallenen und besetzten Länder führten die überstandenen Ereignisse zu schweren Traumatisierungen. Traumatisches Erleben, Schuld, Scham ebenso wie die Erbschaft der NS-Ideologie betraf nicht nur die erste Generation, sondern zog auch die Nachkommen in Mitleidenschaft (Bohleber, 2008, 107). Jürgen Zinnecker (2008) ortet eine universelle und archetypische Qualität in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern als Teil einer generationalen Kette. Die Erziehungsberechtigten leben die kulturellen Muster einer Gesellschaft vor, während die Kinder diese nachleben. Die Eltern sind Inhaber der kulturellen und psychosozialen Ressourcen, die sie an die nachfolgende Generation vererben. Übertragen auf die Kriegsgeneration bedeutet dies, dass sie im Besitz des historischen Erbes sind und durch ihre Erfahrungen in den Kriegszeiten geprägt wurden. Die nachfolgende Generation wuchs nach dem Zweiten Weltkrieg auf und war somit auf die Mittlerfunktion der Elterngeneration angewiesen. Die Kriegsgeneration ist aufgrund ihrer Erlebnisse häufig traumatisiert. Diese bewussten und unbewussten Erfahrungen werden an die nächste Generation weitergegeben (ebd., 142). „Somit wurden die Nachkommen zum Container für das unverarbeitete Leid und die Traumatisierungen, für abgewiesene Schuld und Verantwortung ihrer Eltern sowie für nicht aufgegebene Bestandteile der NS-Ideologie“ (Bohleber, 2008, 107).

5.1 Traumata und die transgenerationale Weitergabe

Es stellt sich die Frage, ob auch die Täter im Nationalsozialismus durch ihre Taten traumatisiert wurden. Folgt man der Definition des Begriffs Trauma von Marianne Rauwald, kann diese Frage nur mit Nein beantwortet werden. Marianne Rauwald

(2013) erklärt in ihrem Bericht über Traumata, dass es im Moment der akuten Traumatisierung zum Erleben äußerster Ohnmacht und Hilflosigkeit, zu einer Erfahrung totalen Ausgeliefertseins hinsichtlich einer Situation kommt, aus der es kein Entrinnen mehr geben kann. Angst und Panik erreichen ein Ausmaß, das zu einem Zusammenbruch der psychischen Organisation führt. Für Bohleber (1997) bedeutet ein Trauma „[...] ein ins Seelenleben einbrechendes überwältigendes Geschehen, das akut nicht psychisch vermittelt werden kann, sondern zum Abbruch eines inneren Dialogs führt“ (ebd., 959). Für den Traumatisierten ist es notwendig, das Geschehene in einen sinnbildenden Bezugsrahmen zu stellen. Dazu bedarf es bei kollektiven Traumatisierungen einer gesellschaftlichen Verständigung (ebd., 959).

Marie- Luise Kindler u.a. (2013) stellen fest, dass die Gräueltaten während des Nationalsozialismus für die Opfer- und Täterseite gleichermaßen zu einem Bezugspunkt geworden sind. Doch ist das Gleichstellen der Leiden der Opfer mit dem der Täter nicht zulässig. „So kann man bei den Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die ‚erste Generation‘ global betrachtet nicht von einer traumatisierten Generation sprechen, schon gar nicht bei der ‚zweiten Generation‘“ (Kindler u.a. 2013, 57–58). Weiters wird festgehalten, dass die transgenerationale Weitergabe an die „zweite Generation“ in Deutschland wie in Österreich einer völlig anderen Logik folgt als bei verfolgten Familien. Demnach ist die These einer globalen traumatisierten „zweiten Generation“ abzulehnen. Betrachtet man die Verbrechen während der NS-Zeit für sich allein, geht es bei den Nachkommen der Täter nicht um die Weitergabe eigener Verletzungen aus der Opferposition heraus, sondern um die Dynamik von Schuld, Scham, Verleugnung sowie die Aufrechterhaltung ehemaliger Ideologien, Erklärungs- und Rechtfertigungskonstrukte. Doch auch bei der Tätergeneration gibt es traumatisierende Erfahrungen wie Kriegserlebnisse, Flucht und Vertreibung, die im Kontext der Aufarbeitung häufig als Ausflucht, Vermeidungsstrategie und Rechtfertigung benutzt werden. Die „zweite Generation“, die Täter-Nachkommen, hat daher mehrheitlich nicht traumatische Erfahrungen der „ersten Generation“ vermittelt bekommen, „sondern die Konfrontation mit der Täter(innen)schaft, der aufgehäuften Schuld mit weitergeführten ideologisch am Nationalsozialismus

angelehnten Erziehungsmustern und Gewaltausschreitungen, ebenso wie mit z.T. erlittenen Kriegs- und Fluchterfahrungen, die jedoch die Folge von Vernichtungskrieg und Genozid waren, führen zu einem verwirrenden Gemenge an ‚Spätschulden‘, die diejenigen zu verarbeiten haben, die sich dieser Verarbeitung stellen“ (Kindler u.a., 2013, 62).

Harald Welzer (2007) beschreibt in seinem Buch „Täter – wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden“ die psychischen Belastungen der NS-Täter.

„Vereinzelt finden sich Schilderungen wie die, dass einem Schützen tagelang wegen des Blutgeruchs bei den Erschießungen übel war, oder dass ein anderer durch die Kontamination mit herumfliegenden Gehirn- oder Gewebestücken sich einen behandlungsbedürftigen Ausschlag im Gesicht zugezogen habe, aber insgesamt bleibt in der Revue der Selbstbeschreibungen der Täter auffällig, dass in fast keinem Fall so etwas wie ein Bruch in der Lebensgeschichte erkennbar wird, ja, nicht einmal eine Irritation darüber zu verzeichnen ist, was man zu tun in der Lage war und was man getan hat“ (ebd., 215).

Für Welzer ist bei den NS-Tätern erstaunlicherweise eine psychologische Folgenlosigkeit der ausgeübten Gewalttaten zu beobachten. Schuldgefühle und Empathie den Opfern gegenüber ist nur in den seltensten Fällen zu beobachten. Welzer erwähnt Günter Anders, der die Meinung teilt, dass die Hypothese der Schuldverdrängung und der Notwendigkeit ihrer Aufhebung nicht zutrefte, „weil die meisten eine Aufhebung der Verdrängung nicht benötigen, und diese benötigen sie nicht, weil sie nichts verdrängt hatten; und verdrängt hatten sie deshalb nichts, weil ihre Erfahrungen (sofern es überhaupt welche waren) gar nicht traumatisch gewesen oder geworden waren“ (Anders, 1985, 185).

Weiters stellt Welzer fest, dass ein Schuldbekenntnis bei den NS-Tätern kaum vorkommt, sondern nur ein ostentatives Beharren darauf, dass man gegen seinen eigenen Willen und seine Empfindungen in die Lage gekommen wäre, grausame Dinge zu tun. „Unser Wunsch, es möge etwas von dem, was sie anderen angetan haben, ihr Innerstes erreicht haben, ist nicht mehr als eine Illusion“ (ebd., 219).

Daher stehen in dieser Arbeit bezüglich Traumata hauptsächlich die Opfer des Nationalsozialismus im Fokus.

Extreme Traumatisierungen, die Inhaftierte von Arbeits- und Konzentrationslagern erlebten, nennt man „Überlebenssyndrom“ oder „KZ-Syndrom“. Merkmale dieses Überlebenssyndroms sind „Symptome wie schwere, oft plötzlich einsetzende Erregungs- und Angstzustände, ständig wiederkehrende Alpträume, anhaltender emotionaler Schock, Gefühle von Unwirklichkeit und Depersonalisation, eine Störung oder der Verlust des Zeitgefühls, psychotische Zustände, Depressionen, Erschöpfbarkeit, Konzentrations- und Gedächtnisstörungen“ (Konrad, 2007, 26). Dieses Störungsbild ähnelt den Diagnosekriterien des ICD-10 und des DSM-III für die posttraumatische Belastungsstörung.

In der Internationalen Klassifikation psychischer Störungen (ICD-10) der Weltgesundheitsorganisation wird ein traumatisches Erleben als „ein belastendes Ereignis oder eine Situation außergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophenartigen Ausmaßes (kurz oder langanhaltend)“ eingeschätzt, „die bei fast jedem eine tiefe Verzweiflung hervorrufen würde. (Hierzu gehören eine durch Naturereignisse oder durch Menschen verursachte Katastrophe, eine Kampfhandlung, ein schwerer Unfall oder Zeuge des gewaltsamen Todes anderer oder selbst Opfer von Folterungen, Terrorismus, Vergewaltigung oder anderer Verbrechen zu sein.)“ (Müssigbrodt, 2000, 78)

Regine Sänger und Margarete Udolf (2013) unterscheiden zwischen primärer und sekundärer Traumatisierung:

Primäre Traumatisierung bedeutet, dass die Eltern ihre erlittenen Traumata eins zu eins an ihre Kinder weitergeben. Eltern, die selbst Gewalt und/oder Vernachlässigung erfahren haben, misshandeln und/oder vernachlässigen wiederum ihre Kinder. Somit wiederholen sich Gewalt und Vernachlässigung über die Generationen, vor allem, wenn die Betroffenen im Kindesalter keine korrigierenden Erfahrungen machen.

Deutlich wird die primäre Traumatisierung in den Kindheitserinnerungen von Herrn Petersen. Diese sind bestimmt von Aggressionen und nächtlichen Übergriffen des Vaters: „Mein Vater lebte halt von Ausbruch zu Ausbruch ..., hat ständig Wutanfälle bekommen, geschlagen oder mit Dingen geworfen ... Ich war traumatisiert ... Wir wollten nicht präsent sein, mussten still sein und hinter unserer Tür verschwinden, beim Essen durften wir nicht reden“ (Kindler u.a., 2013, 145).

Nach Rauwald und Erhardt (2013) hinterlassen extreme Traumata häufig schwerwiegende chronische Traumafolgestörungen, die sich in Bindungs- und Beziehungsstörungen zeigen. Besonders betroffen sind die Beziehungen zu den eigenen Kindern. Die unerträglichen seelischen Zustände werden in die kindliche Psyche projiziert, „die so als Container für den intrapsychisch unaushaltbaren Schmerz genutzt wird und fortan über die nun geteilten traumatischen Erfahrungen untrennbar mit dem Elternteil verwoben bleibt“ (ebd., 57). Die Grenzen zwischen Selbst und Objekt, zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Fantasie und Realität bleiben durchlässig – bei Eltern und Kindern.

Sekundäre Traumatisierung bezog sich zunächst auf Kinder von Migranten, die keine unmittelbare Kriegsgewalt, Folter, Verfolgung oder Vertreibung erlebt oder erfahren hatten. Derartige Kinder bezeichnet man als sekundär traumatisiert, wenn sie Symptome und Verhaltensweisen zeigen, die in vielen Bereichen denen einer direkten Traumafolgestörung gleichen. Man spricht ebenfalls von einer sekundären Traumatisierung, wenn Eltern in ihrer Kindheit Gewalt, Misshandlungen, Vernachlässigung, Missbrauch oder existentielle Trennungen und Verluste erlitten haben, „ohne dass sie diese Gewalterfahrungen in Form von Misshandlungen den Kindern gegenüber ausagieren“ (ebd., 140). Diese Kinder entwickeln allein aufgrund der engen familiären Beziehungen und des Zusammenlebens der traumatisierten Bezugspersonen traumaspezifische Verhaltensweisen.

Das Leiden unter den Traumata kann über mehrere Generationen wirksam sein. Die Mitglieder der nachfolgenden Generation werden zu „empathischen Zeugen“ der (groß-)elterlichen Traumata: Sie spüren und übernehmen die Angst der Familienangehörigen, die sie immer wieder überfällt – auch in sicheren Momenten. Die Kinder leiden unter den Traumafolgen und können sich schwer von den

Erlebnissen und Erfahrungen der Eltern abgrenzen. Die transgenerationale Weitergabe beginnt schon in der frühesten Kindheit und wird ohne Bilder und ohne verbalisierte Erinnerung gespeichert. Diese verinnerlichten Erfahrungen können nicht verbal reflektiert oder erzählt werden, sondern werden oft in psychosomatischen Störungen „erinnert“ (ebd., 141).

Herr Buchholz erlebte seine Großeltern als stark introvertiert. Den Großvater nahm er als „vollkommen traumatisiert ..., sehr gebrochenen Menschen“ wahr (ebd., 145). Die Großmutter – sie wurde Opfer medizinischer Experimente im Konzentrationslager – blieb ihm als ganz und gar zerstörte Persönlichkeit in Erinnerung. In seiner Kindheit erfuhr Herr Buchholz durch die Dorfgemeinschaft antisemitische Angriffe, Demütigungen und Gewalt. Aufgrund des Wissens um das großelterliche Leid war Herr Buchholz hin- und hergerissen. Er schwankte zwischen dem Bedürfnis nach großelterlicher Fürsorge und dem Zurückstellen der eigenen Bedürfnisse – aus Rücksichtnahme, um die Großeltern nicht noch mehr zu belasten: „Meine Großeltern waren da kaum eine Hilfe, es fehlte einem als Kind ja auch jegliche Möglichkeit, das irgendwie zu verarbeiten, weil man ja seine Großeltern (sieht), dass die ja auch kaputt waren“ (ebd., 147).

5.1.1 Bindungsstörungen

Karl Heinz Brisch (2009) beschäftigt sich in dem Buch „Bindungsstörungen“ mit dem Einfluss von traumatischen Erfahrungen auf die Entstehung von Bindungsstörungen. Er greift auf die Erfahrungen von Mary Ainsworth zurück, die feststellte, dass sich Säuglinge an Pflegepersonen binden, die ihre Signale und Bedürfnisse in einer feinfühlig und altersangemessenen Weise beantworten, ohne sie durch eigene Bedürfnisse und Wünsche verzerrt zu interpretieren. Im Kontakt mit den Säuglingen und Kindern werden auch Erinnerungen und Gefühle aus der eigenen Kindheit und der Bindungserfahrung mit den eigenen Eltern wachgerufen. Schlimmstenfalls werden Erinnerungen mit dem eigenen Kind wiederholt.

Brisch unterscheidet folgende Bindungsstile:

Sichere Bindung

Werden die Bedürfnisse des Säuglings auf feinfühlig Art und Weise von den Bezugspersonen beantwortet, so entsteht mit großer Wahrscheinlichkeit eine sichere Bindung zu dieser Person. Das bedeutet, dass das Kind bei Bedrohung und Gefahr bei dieser „sicheren“ Bezugsperson Trost, Geborgenheit und Schutz bekommen wird.

Unsicher-vermeidende Bindung

Reagiert die Bezugsperson des Säuglings auf seine Bindungsbedürfnisse immer wieder mit Zurückweisung, so entsteht mit hoher Wahrscheinlichkeit eine unsicher-vermeidende Bindung. Die Erfahrung des Kindes ist, dass der Wunsch nach Nähe (z.B. bei Bedrohung) mit Zurückweisung und Ablehnung beantwortet wird. Bei einer Trennung von dieser Bezugsperson zeigen die Kinder kaum Trennungsprotest und bei der Rückkehr der Bindungsperson verhalten sich die Kinder ablehnend und vermeidend.

Unsicher-ambivalente Bindung

Werden die Bedürfnisse des Säuglings manchmal feinfühlig, ein anderes Mal aber eher mit Zurückweisung beantwortet, entwickelt sich eine unsicher-ambivalente Bindung. Diese Kinder reagieren auf die Trennung von ihrer Bezugsperson mit lautstarkem Weinen und intensivem Klammern. Nach der Rückkehr der Bindungsperson sind diese Kinder kaum zu beruhigen und können erst nach einiger Zeit wieder zu einer ausgeglichenen emotionalen Verfassung zurückkehren.

Desorganisierte/desorientierte Bindung

Die desorganisierte Bindung wurde erst nachträglich in das Klassifikationssystem aufgenommen. Diese Kinder zeigen in ihrem Bindungsverhalten auffällige, widersprüchliche Bindungsverhaltensweisen. „Nach Vernachlässigung, Misshandlung und Missbrauch zeigen Kinder gehäuft (bis zu ca. 80 %) desorganisierte Verhaltensweisen, z.B. kurzfristige absenceartige Zustände, ängstliches Verhalten gegenüber der Mutter, motorische Stereotypen,

widersprüchliche Verhaltensmuster, die nicht durch neurobiologische Erkrankungen, [...] erklärt werden können“ (Brisch, 2009, 59).

Die Bezugspersonen werden für das Kind nicht nur zu einem sicheren Hafen, sondern manchmal auch zu einer Quelle der Angst und Bedrohung. In Bindungssituationen verhalten sich die Eltern den Kindern gegenüber angstmachend oder sie sind selbst sehr ängstlich im Kontakt mit ihrem Kind. „Der stärkste Prädiktor für eine desorganisierte Bindung ist die Kindesmisshandlung, der zweitstärkste die erlebten Traumata der Eltern“ (Brisch, 2013, 40).

Das Schreien eines Kindes triggert das einst erlebte, bis dahin noch unverarbeitete Trauma, da es an das eigene Weinen und den eigenen Schmerz erinnert. Das Kind würde in diesem Moment Trost brauchen, doch steht die Bindungsperson emotional nicht zur Verfügung, da sie mit ihren eigenen Ängsten und Bewältigungsversuchen beschäftigt ist (ebd., 41).

Sowohl Herr Buchholz als auch Herr Petersen erscheinen als desorganisiert gebunden. Die (Groß-)Eltern lebten ihre eigenen Traumatisierungen in unterschiedlicher Art und Weise an den Kindern und Enkeln aus. Traumaforschungen zeigen, dass unkontrollierte Gewalt- und Affekthandlungen sowie psychische bzw. emotionale Vernachlässigung Folgen von KZ-Aufenthalten sein können. Herr Buchholz lebte mit Großeltern, die sich zurückzogen hatten und ihm weder Schutz noch Halt boten. Er beschreibt seine Kindheit im Bayrischen Wald sowohl aufgrund des Erlebens seiner traumatisierten Großeltern als auch durch die antisemitischen Übergriffe, denen er durch die Dorfgemeinschaft ausgesetzt war, als zutiefst traumatisierend. Das Wissen um das großelterliche Leid in Herrn Buchholz löste eine innere Zerrissenheit aus. Er schwankte zwischen dem Bedürfnis nach großelterlicher Fürsorge und dem Zurückstellen der eigenen Bedürfnisse aus Rücksichtnahme oder Angst, die Bindungspersonen zu verletzen. Das Mitgefühl mit den Großeltern kollidierte mit dem Wunsch, vor den dörflichen Übergriffen in Schutz genommen zu werden (Kindler u.a., 2013, 145–147.).

Die Erfahrungen von Herrn Petersen sind geprägt von Gewalt, Aggression und Angst. Herr Petersen erlebt durch das Wissen um die Vergangenheit seines Vaters

und das gleichzeitige Erleben von dessen Gewalttätigkeit starke ambivalente Gefühle. Bei dem Gedanken, nicht „so schlimme Dinge“ erlebt zu haben, bekommt Herr Petersen Schuldgefühle. Er versteht bis heute das ambivalente Verhalten seines Vaters nicht, wenn dieser nach einer Gewalttat weinend zusammenbrach und um Verzeihung bat: „Das war einfach eine Überforderung für mich, das konnte ich nicht leisten. Ich hab ja auch gesehen, dass er gelitten hat, aber als Kind diese Differenzierungsmöglichkeit zu haben. [...] Du kannst ihn ja nicht einmal hassen. Das wäre ja eine gesunde Reaktion. Mein Vater war zwar ... eine ... Plage ohnegleichen für ein Kind, aber auf der anderen Seite habe ich ihn natürlich doch geliebt“ (ebd., 147).

Wolfgang Schmidbauer (2008) spricht im Zusammenhang mit Kindern traumatisierter Familien, welche die Last eines Traumas zu verarbeiten haben, von einem Sisyphos-Komplex. Sisyphos, König von Korinth in der griechischen Mythologie, muss als Strafe für ein Vergehen einen Felsblock auf eine Anhöhe wälzen. Kurz bevor er sein Ziel erreicht hat, entgleitet ihm der Fels und rollt wieder talwärts, sodass Sisyphos wieder und wieder von vorne beginnen muss. Ähnlich ergeht es Nachkommen von Holocaust-Überlebenden: Sie sind rastlos und wollen etwas wiedergutmachen, wobei ihnen der Erfolg immer wieder entgleitet. Sie fühlen sich wertvoll, wenn sie sich anstrengen. Dieses Gefühl geht aber verloren, sobald sie sich ausruhen wollen. Bringen sie etwas zu Ende, kann es nicht gut sein. In extremen Fällen darf nichts vollendet werden – keine Ausbildung, keine Beziehung, kein Werk (ebd., 27–28.).

Ein derartiges Phänomen kann sehr gut an Aussagen von Herrn Oppermann und Herrn Buchholz nachgewiesen werden: Herr Buchholz hat seine Familie seit 20 Jahren nicht gesehen. Ob seine Mutter und sein Stiefvater noch leben, weiß er nicht. Er lebt durch seine Haft in keiner Beziehung, ein Familienleben mit Kindern ist für ihn nicht vorstellbar. Herr Petersen studierte mehrere Jahre Geistes- und Sozialwissenschaften, schloss das Studium aber nie ab. Seine Drogen- und Alkoholsucht überwand er und lebt nunmehr mit seiner Lebensgefährtin zusammen (Kendler u.a., 2013).

5.1.2 Child Survivors

Natan Kellermann (2008) beschäftigt sich in dem Buch „Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten“ Child Survivors (überlebende Kinder). Viele Publikationen beschreiben die Traumata der Kinder von Holocaust-Überlebenden, die nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen 1946 und 1956 geboren wurden. Diese Kinder wurden von Überlebenden geboren, die ihre Eltern im Krieg verloren hatten und so schnell wie möglich eine eigene Familie gründen wollten. Auf der anderen Seite gab es Child Survivors, die – wenn überhaupt – erst sehr spät Kinder auf die Welt brachten. Die Kinder erlebten den Krieg anders als Erwachsene und gingen mit dem Trauma des Holocaust auf andere Weise um (ebd., 57–58). „Da sie die Gräueltaten des Krieges in den unterschiedlichsten Stadien ihres kognitiven, emotionalen und persönlichen Wachstums erlebten, durchlitten sie in den langen Jahren der Gefangenschaft oder Trennung der Familien verschiedenartige Beeinträchtigungen und Formen von Entwicklungsstillstand“ (ebd., 59). Henk widmete 2013 dem Thema Child Survivors in der Zeitschrift „GEO“ unter dem Titel „Was bleibt“ einen Artikel. Diese Kinder haben den Holocaust überlebt und bis jetzt über ihre Erlebnisse geschwiegen. „Diese ‚Child Survivors‘ waren hinter einer Mauer der Ignoranz verborgen“ (ebd., 51). Wer den Holocaust überlebte, verdankte dies seiner Anpassungsfähigkeit. Diese Kinder setzten diese Strategie im Erwachsenenalter fort.

Child Survivors sind heute zwischen 66 und 81 Jahre alt und werden in drei Gruppen unterteilt:

1. Kinder, die im Krieg nicht älter als sechs Jahre alt waren
2. Kinder im Alter zwischen sechs und zwölf Jahren
3. Jugendliche, die am Ende des Krieges zwischen zwölf und 18 Jahre alt waren (Kellermann, 2008, 59–60)

Das Alter, in dem die Traumatisierung passiert, ist im Hinblick auf die Entwicklung relevant. Je jünger die Child Survivors waren, desto mehr Einfluss hatten die Erlebnisse auf ihre weitere Entwicklung.

Folgende Themen tauchten im Leben der Child Survivors immer wieder auf:

- Erlernte Hilflosigkeit

- Verlassenwerden und Isolation
- Unterbrochene Trauer um Verlust
- Identitätsprobleme und Gedächtnisverlust
- Primitive Abwehr (ebd., 60)

Anne-Ev Ustorf (2012) unterstützt in dem Buch „Wir Kinder der Kriegskinder“ die Aussagen von Kellermann. Sie betont, dass gerade die Jahrgänge 1942 bis 1945, die kaum oder gar keine Erinnerungen an den Krieg hatten, unter den Spätfolgen des Krieges leiden, ohne sich dessen bewusst zu sein. Pränatale Erlebnisse und Erfahrungen in den ersten Lebensjahren wirken sich maßgeblich auf die seelische und körperliche Gesundheit aus. „Babys lernen von ihren Bezugspersonen, ihren eigenen inneren Zustand zu deuten: So gut oder schlecht wie die Bindungsperson – meist die Mutter – die eigenen Gefühle regulieren kann, gelingt dies auch dem Baby“ (ebd., 28). Der Erwachsene hilft dem kleinen Wesen, das Erlebte einzuordnen und zu bewältigen. Später findet die Mutter Worte für die unterschiedlichen Gefühle wie Freude, Wut oder Angst. Das Kleinkind lernt dadurch, die Gefühlszustände anderer zu erkennen, Empathie zu empfinden und die eigenen Emotionen zu regulieren. Solche Bedingungen fanden die Kinder in der Nachkriegszeit kaum vor. In den letzten Kriegsjahren und in der frühen Nachkriegszeit war es den Müttern oft nicht möglich, ihren Kindern Schutz vor Stressfaktoren zu bieten bzw. angemessen zu reagieren. Daraus entwickelten sich psychische und psychosomatische Störungen, die die Beziehungsfähigkeit und spätere Elternschaft der Kriegskinder maßgeblich beeinflussten (ebd., 27–29).

5.2 Resilienz

Ustorf (2012) fasst in ihrem Buch „Wir Kinder der Kriegskinder“ zusammen, dass nicht jedes mit einem kriegstraumatisierten Elternteil aufgewachsene Kind zwangsläufig die Ängste und Nöte der Eltern aufnimmt. Manche Nachkommen der Kriegskinder besitzen die Fähigkeit, trotz belastender Erfahrungen seelisch gesund zu bleiben. Persönliche Eigenschaften wie ruhiges Temperament, Anpassungsfähigkeit, Offenheit, Kontaktfreudigkeit und Selbstvertrauen

unterstützen die Resilienz. Dabei handelt es sich um die Fähigkeit, schwierige Lebenssituationen ohne anhaltende Beeinträchtigung zu überstehen. Am wichtigsten ist die dauerhafte und verlässliche Beziehung zu einer Bezugsperson. War die Bezugsperson in der Lage, ihren Kindern in Gefahrensituationen ein Gefühl von Zuwendung und Sicherheit zu vermitteln, befanden die Kinder das Erlebte als weniger schlimm. Selbst im Erwachsenenalter kann ein gewisses Maß an Resilienz erworben werden. Für Kriegskinder und ihre Nachkommen bedeutet es, dass sie den Prägungen der Kindheit nicht ausgeliefert sind. An schwierigen Erfahrungen in der Kindheit kann man wachsen und selbst Bindungsverluste können zum Teil kompensiert werden (ebd., 165–167).

5.3 Schweigen in den Familien als Folge der Traumata

„Überlebende wollen mit ihrem Schweigen den Kindern Belastungen ersparen und sich anderen mit ihren schmerzhaften Erlebnissen nicht zumuten. Ein Großvater oder eine Großmutter oder Eltern, die an den Nazi-Verbrechen beteiligt waren, schützen dagegen mit ihrem Schweigen und darüber hinaus mit ihrem Leugnen in erster Linie sich selbst vor Anklage und Verlust von Zuneigung“ (Rosenthal, 1997, 19).

Das (Ver-)Schweigen zeigt sich bei den Nachkommen der Täter und Opfer in vielen Schattierungen. Nach Radebold (2008) haben die Eltern Geschichten über den Nationalsozialismus erzählt, jedoch keine Geschichten vermittelt. Dadurch entstand für die nachfolgenden Generationen eine tiefe Kluft zwischen dem Erzählten und der realen Geschichte, zwischen der innerfamiliären und der historischen Realität. Dadurch konnten die Nachkommen, falls sie nicht ebenfalls verleugneten, nicht an die Erzählungen der (Groß-)Eltern anknüpfen. Ihre Identifikationsbedürfnisse wurden somit nicht bestätigt und liefen ins Leere (Kindler u.a., 2013).

Welzer et. al. (2005) beschreiben dieses Phänomen als „leeres Sprechen“ (ebd., 159). Der Zuhörer füllt die Ungereimtheiten oder Lücken mit eigenen Annahmen auf. Im „leeren Sprechen“ zeigen sich die alten innerfamiliären Sprech- und

Denktabus. Diese Diffusität wird somit in die zweite Generation weitergetragen (ebd., 159–160).

5.3.1 Schweigen und Verdrängen in jüdischen Familien

Jürgen Müller-Hohagen stellt in seinem Buch „Verleugnet, verdrängt, verschwiegen“ (2005) fest, dass Menschen, die den Holocaust überlebt haben, betonen, wie schwer bzw. unmöglich es für sie ist, das Erlebte mitzuteilen. Aus diesem Grund blieb sehr viel verschwiegen.

Elie Wiesel, eine Überlebende des Holocaust, schrieb: „Jene, die es nicht erlebt haben, werde nie wissen, wie es war; jene, die es wissen, werden es nie sagen; nicht wirklich, nicht alles. Die Vergangenheit gehört den Toten, und die Überlebenden erkennen sich nicht in den Bildern und Ideen, die man sich von ihnen macht. Auschwitz, das ist der Tod, der totale, absolute Tod des Menschen, aller Menschen, der Sprache und der Vorstellungskraft, der Zeit und des Geistes“ (Wiesel, 1975, 314).

Die Schriftstellerin Savyon Liebrecht thematisiert in „Das schwindende Schweigen“ (1998) die Gründe für das Schweigen in jüdischen Familien. Sie selbst wuchs in einer jüdischen Familie auf, in der nie über den Krieg gesprochen wurde. „Das Schweigen war so extrem, dass ich bis heute nicht genau weiß, wie viele Geschwister meine Eltern hatten. Ich kenne ihre Namen nicht, ich kenne die Namen der Konzentrationslager und der Orte nicht, wo meine Eltern während des Krieges waren“ (ebd., 1). Für Liebrecht herrschte in den jüdischen Familien hauptsächlich das Schweigen vor. Sie erlebte aber auch ein obsessives Erzählen von Holocaust-Überlebenden, im Zuge dessen schon zweijährige Kinder detailgenau berichten konnten, was in den Konzentrationslagern vor sich gegangen war.

Die erste Ursache für das Schweigen begründet Liebrecht mit dem Unvermögen der Holocaust-Überlebenden, gleichzeitig mit den traumatischen Erlebnissen und

der fordernden Gegenwart umzugehen. Diese Menschen waren physisch schwach und emotional gebrochen. Die verbliebene Energie wurde darauf verwendet, in ihrer neuen Heimat Israel Fuß zu fassen. „Die Vergangenheit musste unterdrückt werden, und das Schweigen war ein Mittel dazu“ (ebd., 1). Ein weiterer Grund für das Schweigen war, wie die Bewohner in Israel mit den Überlebenden umgingen. Die dort ansässigen Juden waren dabei, eine neue Identität zu entwickeln, weshalb sie die Vergangenheit vergessen wollten.

Der dritte Grund des Schweigens liegt in der besonderen Beziehung der Überlebenden zu ihren Kindern. Diese Kinder waren ein Wunder, das geschützt werden musste – und der beste Schutz gegen das Übel in dieser Welt war das Schweigen. „Diese Eltern konnten sich nicht vorstellen, wie schwer der Schaden war, den sie ihren Kindern zufügten. Weil ein Kind, das mit dem Wissen um ein Geheimnis, das man vor ihm verbirgt, aufwächst, von seiner Fantasie zu grauenhaften Orten geführt wird. Und dieses Kind braucht lange Zeit, um zu verstehen, dass nicht eine private, sondern eine kollektive Erfahrung dahintersteht. Dass dieses Schweigen so lange überdauert, liegt daran, dass nicht nur die Eltern ihre Kinder schützen, sondern auch die Kinder ihre Eltern. Das Gefühl, gewisse Fragen nicht stellen zu dürfen, weil sie einen schmerzhaften Punkt berühren“ (ebd., 1).

Die Nachkommen der Holocaust-Überlebenden hatten Mühe, in das Schweigen ihrer Bezugspersonen vorzudringen, das sie schützend umgab. [...] Sie erlebten das Schweigen als Verweigerung, während die Eltern es als Schonung ausgaben. Sie wuchsen in dem Zwiespalt auf, es besser zu haben, während ihnen das Wesentliche – Gerechtigkeit und Wahrheit – vorenthalten wurde“ (Schmidbauer, 2008, 26).

Seit etwa 15 Jahren suchen Holocaust-Überlebende, die noch nie über ihre traumatisierenden Erfahrungen gesprochen haben, vermehrt psychosoziale Einrichtungen auf, z.B. ACHMA in Jerusalem oder ESRA in Wien. Das Schweigen diente u.a. als Selbstschutz, um nicht von Trauer, Schmerz und Aggression überschwemmt zu werden.

Da nach 1945 der Wiederaufbau im Mittelpunkt stand, fehlte das Interesse am Leid der Verfolgten. Das Erinnern war nicht erwünscht. Wenig Solidarität mit den Opfern, ausbleibende Rehabilitation, unangemessene bis gar keine Bestrafung der Täter und eine mangelnde Entschädigung wirkten sich zusätzlich destabilisierend auf die Opfer aus und setzten die Traumatisierung fort (Ziegler, 2013, 349).

Herr Buchholz erklärt im Interview, dass seine Großeltern nie klar über ihre Vergangenheit kommunizierten. Sehr ähnlich berichtet Herr Petersen davon, in seiner Kindheit und Jugendzeit nur bruchstückhaft von den Erlebnissen seines Vaters erfahren zu haben. Vor allem die Entrechtungserfahrungen im nationalsozialistischen Konzentrationslagersystem prägen die Erinnerungen von Herrn Petersen und Herrn Buchholz. Beide berichten, von den Gewalt- und Deportationsgeschichten ihrer Familie gewusst zu haben.

Herr Petersen erfährt von seinem Vater, dass dieser im Konzentrationslager „Flugplätze planieren, zerbombte Städte räumen, Leichen waschen und Blindgänger ... entschärfen musste“ (Kindler u.a., 140). Herrn Buchholz wiederum wird von seinem Großvater erzählt, dass dieser im Sonderkommando des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau gewesen war. Das Sonderkommando musste im Anschluss an die Vergasungsaktionen der SS-Lagerleitung die Gaskammern von Leichen leerräumen. Er konnte sich kurz vor der Befreiung des Konzentrationslagers retten, indem er sich unter einen Haufen von Leichen legte.

Insgesamt wussten sowohl Herr Buchholz als auch Herr Petersen wenig über das Leben ihrer Eltern und Großeltern. Ein Austausch über die Bilder, die diese (non-)verbal an ihre Nachkommen weitergegeben haben – einschließlich ihrer Folgewirkungen –, fand in keiner der beiden Familien statt. Genau diese unbesprochenen „Erinnerungsspuren der Vergangenheit“ wirkten sich stark auf das Leben von Herrn Buchholz und Herrn Petersen aus (ebd., 141).

Selbst für Herrn Buchholz war es schwierig, über seine Geschichte und Kindheitserfahrungen zu sprechen. „Er habe seine Erinnerungen weggeschlossen und verdrängt“ (ebd., 108). Mittlerweile hat er sich mit seiner Familiengeschichte

auseinandergesetzt und es fällt ihm leichter, über seine Erlebnisse in seiner Kindheit zu sprechen (ebd., 108).

Auffallend war, dass diese Kinder die Nähe der Eltern suchten, was ungewöhnlich war, da im Kibbuz die Gemeinschaft die Kindererziehung und -betreuung übernahm. Eine Trennung von den Eltern, auch wenn es nur für kurze Zeit war, löste starke Angstgefühle aus. Klein stellte fest, dass die Kinder den Wunsch hegten, die Eltern zu schonen, zu schützen und keine Frage zu stellen, die den Schmerz wecken könnten.

In diesem Zusammenhang spricht Bar-On (2004) von einer „doppelten Mauer“. Die Eltern bauten eine Mauer um ihre Gefühle und Erlebnisse der NS-Vergangenheit, und die Kinder errichteten als Reaktion ihre eigene schützende Mauer (ebd., 300–301).

Wolfgang Schmidbauer (2008) beschreibt die Funktionalisierung von Kindern, die hauptsächlich gezeugt wird, um die Leere im Leben der Holocaust-Überlebenden nach der KZ-Befreiung zu füllen. Kinder sind von den hohen Erwartungen der Eltern überfordert. Die Eltern werden als zu groß, zu gut erlebt, sie haben zu viel gelitten. Die Kinder dürfen nicht ungehorsam sein, ohne sich schuldig zu fühlen. Im Loslösungsprozess fällt es den Kindern schwer, die Eltern zu achten und gleichzeitig in Frage zu stellen. Mithilfe von Verleugnung müssen die Eltern idealisiert werden, oder sie werden radikal entwertet. „Es gibt wenig liebevolle Distanz, wenig kritische Nähe. Es dominieren Spaltungen, Entweder-oder-Bilder. Daher kann es auch keine liebevolle Unabhängigkeit geben, sondern nur Abstand oder Unterwerfung“ (ebd., 71).

5.3.2 Schweigen, Verleugnen und Verdrängen in „Täterfamilien“

„Ich habe meinen Vater natürlich sehr geliebt. Er hat nie erzählt, wie es war, wenn man das erste Mal auf einen Menschen schießt. Heute wundert mich das. Allenfalls haben die Männer, wenn sie auf einer Familienfeier betrunken waren, die Geschichte erzählt, wie sie zur damaligen Zeit ins Ausland kamen. Aber niemand hat gesagt, wie es war, wenn man auf jemanden schießen muss, darüber hat keiner

gesprächen. Im letzten Jahr hab ich manchmal Menschen, die mir sehr nahe standen und das erlebt haben, danach gefragt. Sie können immer noch nicht darüber reden“ (Schmidtbauer, 2008, 209).

Wolfgang Schmidtbauer beschreibt in diesem Auszug, wie in seinem familiären Umfeld mit den Taten im Nationalsozialismus umgegangen wurde. Doch nicht nur in dieser Familie wurde über die erlebten Gefühle geschwiegen.

Die Dialektik des psychischen Traumas entsteht aufgrund gegensätzlicher Wunschvorstellungen: Betroffene wollen das furchtbare Erlebnis einerseits verleugnen und andererseits davon erzählen. Traumatisierte Menschen erzählen häufig gefühlsbetont, widersprüchlich und bruchstückhaft über ihre Erlebnisse, sodass sie oft unglaublich erscheinen. Damit gelingt es ihnen, die Wahrheit zu sagen und gleichzeitig Stillschweigen zu wahren. Meist wird das Schweigen aufrechterhalten. Die Erfahrungen des traumatischen Erlebnisses tauchen nicht als Erzählung auf, sondern als Symptom (Hermann, 2006, 9).

Mittlerweile werden Begriffe wie Verleugnen und Verdrängen ganz selbstverständlich in der Alltagssprache verwendet. Ursprünglich kommen diese Begriffe aus der Psychoanalyse. Verleugnen und Verdrängen sind „Abwehrmechanismen“, die dazu dienen, Eindrücke von außen und von innen, die im Moment als übermächtig erscheinen, nicht ins Bewusstsein kommen zu lassen. Oft sind diese Abwehrmechanismen außerordentlich wichtig für uns. Schädlich werden sie erst, wenn der Bewegungsspielraum des Individuums eingeschränkt wird. Das Verleugnen bezieht sich auf die Wahrnehmung der Außenwelt und der eigenen Person. Eine Wahrnehmung, die zu unerträglichem Schmerz und zu starker Unlust führt, darf nicht bewusst werden, sie wird verleugnet. Verleugnen kann aber auch – gerade im Zusammenhang mit der NS-Zeit – bedeuten, dass die Tatsachen zwar wahrgenommen, aber ihrer Bedeutung beraubt werden. Dann weiß man zwar einiges über die NS-Vergangenheit, aber es bleibt bedeutungslos für das eigene Leben (Müller-Hohagen, 2005).

In Fritz' Familie wurde über die Vergangenheit des Vaters geschwiegen. Im Jahr 1948 erfuhr Fritz, dass sein Vater in britischer Gefangenschaft gestorben war. „Ich

stellte keine Fragen dazu, denn es schien mir glaubhaft, abgesehen von der Tatsache, dass in dieser Zeit viele Leute Selbstmord begangen haben – sogar direkt vor unserem Haus hat sich jemand erschossen“ (Bar-On, 2004, 269). Fritz konfrontierte seine Großmutter mit Fragen, als er Patronen und Munition im Garten fand oder auf Sachen stieß, die Soldaten zurückgelassen hatten, als sie im Krieg im Haus einquartiert gewesen waren. „Die Großmutter konnte von der Nazi-Zeit und auch von den Nachkriegsjahren lebhaft erzählen“ (ebd., 272). Von der Beteiligung des Vaters am Holocaust erzählte sie hingegen nie. Als Fritz etwa 20 Jahre alt war, erfuhr er von seinem Onkel die Wahrheit über den Vater.

Das jahrzehntelange Schweigen über die NS-Vergangenheit ist nicht nur auf der gesellschaftlichen, sondern auch auf der familiären Ebene zu finden. Reiter (2006) machte in ihren Interviews mit Täter-Kindern die Erfahrung, dass sich fast alle Interviewten über das Schweigen innerhalb der Familie beklagten. Doch die familiäre Kommunikation über die NS-Vergangenheit lässt sich nicht nur auf das Schweigen reduzieren, sondern beinhaltet sämtliche Nuancen zwischen dem Schweigen und Reden. Für Reiter ist die innerfamiliäre Kommunikation ein intergenerationeller und interaktiver Prozess, der im gesellschaftlichen und lebensgeschichtlichen Kontext eingebunden ist und dadurch von äußeren und persönlichen Faktoren beeinflussbar ist. Unmittelbar nach dem Krieg wurde über die NS-Vergangenheit anders gesprochen als heute (ebd., 47).

Jürgen Müller-Hohagen (2008) bekam in seiner therapeutischen Arbeit mit Familien ehemaliger Täter einen tiefen Einblick in deren Familiendynamik. Dabei beobachtete er Aufspaltung und Polarisierung. Beispielsweise waren bei einer Familie mit vier Kindern drei auf der Seite der Eltern, das vierte hingegen war ein völliger Außenseiter. Gegen dieses Kind richtete sich Gewalt in Form von Vernachlässigung, Misshandlung, sexuellem Missbrauch sowie massiver Abwertung. Solche Kinder haben schon früh etwas von der verschwiegenen und verleugneten Gewaltrealität hinter der biedereren Fassade gespürt. Sie sind darauf angewiesen, dass diese Wahrnehmungen und Ahnungen bestätigt werden, da sie sonst durch ihre Ambivalenzen erkranken (ebd., 158).

In Renates Familie war sie das ausgegrenzte Familienmitglied. Schon als Baby schämte sich der Vater für seine Tochter, wenn sie im Kinderwagen weinte. „Meine Schwester war das Lieblingskind meines Vaters. Sie war auch am meisten angepasst“ (ebd., 224). Diese Tatsache änderte sich nicht, als Renate erwachsen war. In ihrer Studienzzeit nahm Renate am Prozess gegen ihren Vater teil. „In dieser ganzen Zeit habe ich nichts über meinen Vater erfahren, denn in der Familie galt ich als Verräterin. Ich war diejenige, die sich nicht vorbehaltlos hinter meinen Vater gestellt hatte. Ich habe zu meiner Mutter sogar gesagt, ich fände es richtig, dass er verurteilt worden ist und dass man die Sache auch juristisch aufarbeitet; und ich könne es nicht akzeptieren, dass er sich einfach mit dem ‚Befehlsnotstand‘ herausredet. Das wurde mir als persönlicher Verrat an der Familie ausgelegt, und deshalb wurde ich auch von allen Informationen abgeschnitten“ (ebd., 228). Müller-Hohagen (2008) erklärt in diesem Zusammenhang, dass sich die „Ausgegrenzten“ einer Familie in ihrem ganzen Leben in einer massiven Ambivalenz bewegen. Das Spannungsfeld umfasst einerseits das fundamentale Bedürfnis nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit und andererseits das Ausgeliefertsein hinsichtlich der Werte von Familie, Umgebung sowie Gesellschaft im Hinblick darauf, was als normal und was als verrückt gilt (ebd., 158).

Häufig war die Beziehung zu den Eltern ambivalent und von Angst geprägt. Es war keine Angst um die Eltern, sondern vor den „schuldverstrickten“ Eltern. Diese verfolgten alle abgewehrten eigenen Anteile in den Kindern, manchmal auch sadistisch. Die NS-Täter und Mitläufer verhielten sich ihren Kindern gegenüber aggressiv-feindselig. Die Erziehung war geprägt von Gehorsam und Leistung. Ein nicht geringer Anteil von überzeugten Nationalsozialisten übertrug seine destruktiven Impulse auf sich selbst und die Familie. Über die Leiden der Eltern während der Kriegszeit erfuhren die Nachkommen der NS-Täter in der Regel eine Menge, über ihre Beteiligung am Holocaust jedoch nichts (Moré, 2013, 10–11.).

Dieses Phänomen beschreibt Renate in ihrem Interview mit Bar-On sehr ausführlich: „Er hat mir gegenüber nie ein Wort über die Leute verloren, die er hat umbringen lassen. Nie. Die Opfer waren für ihn einfach kein Thema. Sein Thema war immer nur die Ungerechtigkeit dessen, was ihm passiert ist“ (Bar-On, 2004,

232). Das (Ver-)Schweigen der Eltern war somit ein beredetes Schweigen, indem sie nicht stumm blieben, sondern Rechtfertigungen, Entschuldigungen und Lügen erfanden (Moré, 2013, 12).

Immer wieder über Dasselbe zu sprechen, ist eine weitere „Methode“, um nicht über traumatische Erfahrungen zu reden. Es ist wie bei einer hängen gebliebenen Schallplatte: Das Erlebnis (oder nur ein Teil davon) wird immer wieder erzählt. Hört man genau hin, erfährt man nichts über das eigentlich Erlebte des Erzählers, nichts über den Schrecken, die Not, die Angst, die Trauer und den Schmerz. Denn da hört die Geschichte auf. Wird nachgefragt – Wie ist es dir dabei ergangen? Was hast du gefühlt? –, ist es manchen möglich, über die furchtbaren Erlebnisse zu sprechen, während andere stumm bleiben. „Hinter den vielen Worten kann sich die traumatische Erfahrung verbergen, auch sie ist eine Form des Schweigens“ (Bär, Frick-Bär, 2012, 39).

In dem Artikel „Mein Vater, ein Werwolf“ in der Zeitschrift „Der Spiegel“ beschreibt Cordt Schnibben die Aufarbeitung seiner vom Nationalsozialismus geprägten Familiengeschichte. Schon als Jugendlicher versuchte Schnibben, mit seinem Vater, der bis zu seinem Tod mit 83 Jahren überzeugter Nationalsozialist war, über die Zeit unter Hitler zu sprechen. Jedoch flüchtete sich der Vater immer wieder in Verteidigungsspiralen. Nach dem Tod des Vaters kam Schnibben zu der verstörenden Erkenntnis, nie hartnäckig genug nachgefragt zu haben, was der Vater denn von 1933 bis 1945 genau gemacht hatte. „Sein Leben, seine Ideale, seine Enttäuschungen, seine Irrtümer, seine Kriegserlebnisse, seine Verbrechen hätten Material sein können für viele Gespräche zwischen Vater und Sohn“ (ebd., 64).

Der Vater verweigerte das Gespräch, während Schnibben genug davon hatte, den Vater als Faschisten anzuprangern und sich gegen Judenwitze zu wehren, ohne mit ihm darüber zu reden. Aus Scheu vor der Wahrheit brauchte Schnibben Jahre, um die Vernehmungsprotokolle und Gerichtsurteile zu sichten (ebd., 64). Die Zurückhaltung, genauer nachzufragen, kann mit der Angst einhergehen, eine ablehnende Reaktion von den (Groß-)Eltern zu erfahren. Möglicherweise versteckt

sich dahinter ein Bedürfnis nach Selbstschutz, um sich die Demontage der (groß-)elterlichen Identifikationsfigur zu ersparen (Reiter, 2006, 70).

Weiters erklärt Reiter (2006), dass der intergenerationale Pakt des Schweigens so lange aufrechterhalten bleibt, bis ein Anstoß von außen zur Unterbrechung führt und die nachfolgende Generation schließlich mit dem kritischen Hinterfragen der Vergangenheit der (Groß-)Eltern beginnt (ebd., 71).

Auch Renate hatte eine Scheu, sich mit ihrem Vater intensiver über seine Vergangenheit auseinanderzusetzen: „An diese ganze Geschichte habe ich mich nie wirklich herangetraut“ (Bar-On, 2004, 229). Renate hatte mit ihrem Vater ein Stillschweigeabkommen geschlossen, sich nicht zu streiten und deswegen politische Themen zu meiden. Kamen sie in seltenen Fällen doch auf die Vergangenheit des Vaters zu sprechen, waren Streitgespräche die Folge: „Aber darüber gab es nie ruhige Gespräch; sie endeten oft damit, dass er mich angeschrien hat und ich geheult habe vor Wut und Trauer. Und dann wurde das Thema wieder monatelang nicht berührt, um keine solchen Konflikte aufkommen zu lassen“ (Bar-On, 2004, 230). Renate hat, solange ihr Vater lebte, mit niemandem über die Vergangenheit des Vaters gesprochen. Nach dem ersten Interview mit Bar-On begann Renate eine Psychotherapie.

Am Ende des Interviews von Bar-On mit Fritz und dessen jüdischer Frau fasste der Sohn eines Nationalsozialisten zusammen: „Es ist schon ziemlich verrückt, wenn zwei Leute über ihre Väter reden. Die Parallelen, das finde ich so beeindruckend, sind verrückte Parallelen: an was man sich erinnert und über was die Mütter am liebsten schweigen wollen. Die Motive dahinter sind unterschiedlich, aber das Verhalten ist doch sehr ähnlich“ (Bar-On, 2004, 291).

5.4 Therapeutische Prozesse gegen das (Ver-)Schweigen

„Wo ich den Kontakt zu mir selbst verloren habe, zerstöre ich den zu und von anderen, zerstöre das Mitleid mit einem weinenden Kind, die Fröhlichkeit mit einem lachenden, die Liebe. Nationalsozialismus funktioniert nur auf der Basis des Abtötens eigener Gefühle [...]. Und das hat mir übrigens an ihrem Manuskript

(Anm.: Skript zu dem Buch „Geschichte in uns“) sehr gut gefallen, dieses Betonen der Psychotherapie als Möglichkeit, als Chance, diesen Kontakt zu sich wieder zu finden, zu entwickeln“ (Müller-Hohagen, 2002, 18).

Es ist schwierig, einen Rahmen zu finden, um sich mit den seelischen Auswirkungen des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen. Wo sonst, wenn nicht in der Psychotherapie oder in psychologischen Beratungsgesprächen, gibt es die Möglichkeit, über so hochgradig intime und tabuisierte Themen zu sprechen? (www.dachau-institut.de/psychologie/psychotherapie_und_beratung.html)

5.4.1 Therapeutische Prozesse mit Holocaust-Überlebenden und ihren Nachkommen

Angela Moré (2013) setzt sich in einem Artikel im „Journal für Psychologie“ mit der unbewussten Weitergabe von Traumata von Überlebenden der Shoah und Schuldverstrickungen an nachfolgende Generationen auseinander. Sie kam zu der Erkenntnis, dass traumatische Erfahrungen nur dann an die nächste Generation vererbt werden, wenn sie von den Betroffenen nicht verarbeitet werden. Die Täter, Mitläufer und die betroffene Zivilbevölkerung hatten über einen langen Zeitraum keinen Zugang zu therapeutischen Angeboten oder anderen Möglichkeiten der Aufarbeitung. Unter anderem war dies begründet im Fortwirken nationalsozialistischer Ideologien in Bezug auf „lebensunwerte Schwache“ sowie Tötungen in den Psychiatrien während des Krieges. Daraus resultierten auch nach dem Krieg Ängste und Vorbehalte gegenüber jeder Form von Psychotherapie (ebd., 3).

Seit Mitte der 1960er-Jahre wurden neben den Auswirkungen des Holocaust auf die Überlebenden auch Spuren dieser Erfahrungen in deren Nachkommen thematisiert. „Aufgrund der im analytischen Prozess aufgedeckten Beziehungen zwischen den Generationen wurden Begriffe wie ‚Zeittunnel‘ (Kestenberg 1995), ‚Telescoping‘ (Faimberg 1985) oder ‚vermitteltes Trauma‘ (Kogan 1990) geprägt“ (ebd., 7).

Quindeau (2013) setzt sich mit dem Bewusstmachen der transgenerationalen Weitergabe in der Therapie auseinander. Dabei erklärt sie, dass durch den „Pakt

des Schweigens“ in vielen Familien nach Kriegsende nicht über den Holocaust gesprochen wurde und dadurch die dauerhafte Verleugnung der eigenen Erfahrungen ermöglicht wurde. Dabei betont sie die Wichtigkeit der historischen Faktenforschung und die genaue Rekonstruktion des Verfolgungsschicksals der Eltern. Der Schrecken der traumatischen Situation erzeugt eine „Einfühlungsverweigerung“, denn das Geschehene ist zu schrecklich, als dass man sich ihm nähern könnte. Hilfreich dagegen ist das gemeinsame Akzeptieren der Holocaust-Wirklichkeit in der Therapie. Der Analysand spürt die eigenen abgespaltenen Gefühle – Angst, Scham, Hilflosigkeit, Trauer –, wodurch sich die Wirklichkeit des traumatischen Geschehens bestätigt. Dadurch wird die Unterscheidung von innerer und äußerer Realität, von Vergangenheit und Gegenwart wiederhergestellt – und das Trauma verliert an Präsenz (ebd., 94–95).

In Israel leben etwa 180.000 Holocaust-Überlebende. Viele davon sind im letzten Lebensdrittel und setzen sich in Therapien mit ihren traumatischen Erlebnissen auseinander. Die Zahl derer, die Therapie in Anspruch nehmen, steigt rasant an. In Tel Aviv werden in der Organisation AMCHA Holocaust-Überlebende und deren Nachkommen psychologisch betreut. 1948 wurden im neu gegründeten Staat Israel kämpferische, positive Menschen gesucht – und keine schwer traumatisierten Holocaust-Opfer. Diese wurden z.B. mit folgenden Fragen konfrontiert: „Warum habt ihr euch wie Lämmer auf die Schlachtbank führen lassen?“ „Wieso habt ihr überlebt? Wahrscheinlich habt ihr mit den Nazis kollaboriert!“ [...] Die Strategie der Verdrängung trat in einem solchen Kontext in den Vordergrund, die Alpträume und die Angst blieben aber trotzdem. Im letzten Lebensdrittel werden der Verlust von Angehörigen, die Hilflosigkeit und die eigene Schwäche spürbar. Für die Holocaust-Überlebenden ist es eine Wiederholung des Traumas, da die Erinnerungen wieder hochkommen (Langer, 2014, 1).

Generell kann eine Retraumatisierung auch mit der intensiven Beschäftigung mit der Vergangenheit im hohen Alter eingeleitet werden. Ziegler (2013) weist darauf hin, dass nicht alle Opfer des Holocaust unter einer chronischen posttraumatischen Belastungsstörung leiden, es jedoch auch noch nach 30 Jahren und später zu einer Traumareaktivierung kommen kann (Ziegler, 2013, 344–345).

Es gibt u.a. folgende äußere und innere Auslöser für eine Traumareaktivierung:

Äußere Auslöser:

- Nazi-Kriegsverbrecherprozesse
- Schlagzeilen über Neonazi-Aktivitäten
- Wahlergebnisse
- Bedrohung der nationalen Existenz
- Drohende Kriegsgefahr
- Uniformen, bellende Hunde, Züge und Menschenmassen

Innere Auslöser:

- Krankheit
- Einschränkung der Mobilität
- Gefühle von Hilflosigkeit und erzwungener Passivität
- Verlust des Partners oder von Freunden
- Übersiedlung in Pensionisten- oder Pflegeheime (Assoziation mit Deportation und Internierung)
- Existenzangst
- Sorge um die Kinder (Mihacek, 2012, 7)

Akute Traumatisierungen durch schwere Erkrankungen, Unfälle und Verluste können abgespaltene Traumatisierungen aktivieren. Man muss davon ausgehen, dass Frauen während des Krieges sexueller Gewalt durch Massenvergewaltigungen, Zwangsprostitution in den Lagerbordellen der KZ sowie häuslicher Gewalt ausgesetzt waren. In Pflegesituationen werden diese Erlebnisse reaktualisiert (Ziegler, 2013, 344–345).

Klaus Mihacek (2012) ergänzt, dass die psychischen Belastungen der Überlebenden der NS-Zeit von Verlusten innerhalb der Familie und des Bekanntenkreises über das Unterdrücken der eigenen Erfahrungen bis zur Suche nach einer neuen Heimat reichten. Die psychischen Störungen, die sich aus dem Erlebten in der NS-Zeit entwickelten, wurden weder anerkannt noch behandelt.

Die Holocaust-Überlebenden können in der Latenzzeit symptomfrei sein oder aber subklinische und fluktuierende Symptome aufweisen. Diese Personen zeigen ein Vermeidungsverhalten, blockieren ihre Erinnerungen sowie Gefühle und verleugnen die assoziative Verbindung zum Trauma. „Außerdem ist das dynamische Gleichgewicht zwischen den Anpassungsprozessen und den Bewältigungsmechanismen und den traumabedingten Prozessen (die sich etwa in Alpträumen ausdrücken) gestört“ (ebd., 3).

Zusammenfassung der statistischen Verteilung von psychiatrischen und somatischen Diagnosen (im Zeitraum von 1995 bis 2011 von ESRA erstellt):

- Den Hauptteil im psychiatrischen Bereich bilden Anpassungsstörungen, PTSD u.ä. (F4-Diagnosen) mit 56,04 %.
- Den zweitstärksten Teil bilden affektive Störungen (F3-Diagnosen) mit 33,95 %.
- Der Rest teilt sich auf zwischen Personen mit Persönlichkeitsstörungen und Demenzerkrankungen (F6- und F0-Diagnosen) (ebd., 3)

„Child Survivors, also jene Personen, die am 1. April 1945 nicht älter als 14 Jahre alt waren, weisen mit 55,23 % einen signifikant erhöhten Anteil an F4-Diagnosen auf; 81,63 % von ihnen leiden an PTSD. Auch die F3-Diagnosen (47,33 %) sowie die Persönlichkeitsstörungen sind erhöht. Die zweite Generation hat mit 61,95 % signifikant erhöhte F3-Diagnosen. F4- bzw. F6-Diagnosen haben einen Anteil von 48,01 % bzw. 55,75 %“ (ebd., 3).

Des Weiteren erklärt Mihacek, dass die erste Generation sowie Child Survivors selten Psychotherapie in Anspruch nehmen, weil der Zugang erschwert ist und Angstgefühle im Vordergrund stehen. Anfragen konzentrieren sich auf den medizinischen Bereich, Pflege und Sozialarbeit. Die Holocaust-Überlebenden sind aufgrund ihrer Erlebnisse häufig misstrauisch, daher sind eine nachgehende Betreuung, Geduld und Ausdauer notwendig. Sie haben eine Erschütterung des Grundvertrauens erlebt, was eine Beeinträchtigung der Beziehungs- und Belastungsfähigkeit sowie ein Vermeidungsverhalten zur Folge hat. Viele Holocaust-Überlebende machen ihre rechtlichen Ansprüche nicht geltend, da sie

Angst vor den Fragen haben und nicht (z.B. als „jüdisch“) registriert werden wollen (ebd., 5).

Niederland hat bei Holocaust-Überlebenden folgende Formen der posttraumatischen Belastungsstörung und die damit einhergehenden Gefühle genau untersucht:

- Schwere, oft plötzlich einsetzende Erregungs- und Angstzustände
- Das unartikulierte Gefühl des Andersseins im Vergleich zu jenen, die nicht in einem KZ, Ghetto, Arbeitslager oder Versteck waren (wobei dieses Gefühl auch im gegenwärtigen Alltag anhält)
- Tiefe Überlebensschuld gegenüber den ermordeten Angehörigen
- Das Gefühl, überwältigt und verringert zu sein, das sich in Depressionen, Apathie und der Unfähigkeit zu Freude und Genuss äußert
- Das Gefühl, ein „lebendiger Leichnam“ bzw. innerlich abgestorben zu sein und damit einhergehendes „schattenhaftes, furchtsames, gedrücktes Verhalten“
- Ein quälendes Wiedererleben der Schrecken der Lager
- Ermüdung, leichte Erschöpfbarkeit, Konzentrations- und Gedächtnisstörungen
- Sexuelle Störungen
- Psychosomatische Beschwerden
- Psychotische Zustände mit Wahnvorstellungen – z.B. das Gefühl, noch immer im Lager und verfolgt zu sein –, die vor allem im Alter auftreten (Niederland, 1980, 82)

In der Therapie kehren durch das Erzählen von den fürchterlichen Erlebnissen während der Kriegszeit die Erinnerungen und Gefühle wieder. Dabei zeigt sich die starke Ambivalenz zwischen Schweigen und Sprechen. Der traumatisierte Patient will aus der Vergangenheit fliehen, indem er schweigt. Gleichzeitig möchte er die schlimmen Erfahrungen mithilfe des Erzählens bewältigen.

In der Therapie werden neben der Thematisierung und Verarbeitung der psychischen Probleme auch die Ressourcen und Bewältigungsstrategien hervorgehoben. In manchen Fällen ist es sinnvoll, sich im Rahmen einer Familientherapie der Vergangenheit zu stellen. Themen wie Trauerverarbeitung, der Umgang mit der Angst und die Schwierigkeit, die Vergangenheit überhaupt anzusprechen, werden in der Familie bearbeitet, um die Schatten der Shoah zu verstehen und die Last der Vergangenheit zu reduzieren. Die gemeinsame familiäre Trauer und die Unterstützung der zweiten Generation in ihrer Autonomieentwicklung sind das therapeutische Ziel. Eine weitere Form der Aufarbeitung der Vergangenheit der Holocaust-Überlebenden ist die Gruppentherapie. Hier können die traumatisierten Opfer ihre Verfolgungsgeschichte teilen und das eigene Trauma als kollektives Trauma erfahren und bearbeiten. In der Gruppe entsteht die Möglichkeit, aus der Isolation auszusteigen. Es ist ein Teil der Bewältigungsstrategie, sich mit Menschen zu umgeben, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Sich nach „oben“ zu vergleichen – Herr X hat es besser geschafft –, kann eine problemlösende Funktion haben. Der Patient hat ein Lösungsmodell, an dem er sich orientieren kann. Sich nach „unten“ zu vergleichen – Herrn Y geht es noch schlechter –, hat eine emotionsregulierende bzw. eine Selbstaufwertungsfunktion. In den Gruppentherapien tritt manchmal das Phänomen des „Opferneides“ auf. Es geht dann darum, wer mehr gelitten hat bzw. welches Lager schlimmer war. Die Erfahrung in den Gruppen zeigt auch, dass traumatisierte Opfer derart mit der eigenen Leidensgeschichte beschäftigt sind, dass sie keine Kapazität für das Leid anderer finden können. (Kedmi u.a., 2002)

Revital Kedmi u.a. (2009) setzten sich mit den Vor- und Nachteilen von Einzel-, Gruppen und Familientherapie auseinander und fassten zusammen:

	Einzeltherapie	Familientherapie	Gruppentherapie
--	-----------------------	-------------------------	------------------------

Vorteile	<ul style="list-style-type: none"> • Verarbeitung von Trauerprozessen und Schuldgefühlen • biografisches, narratives Vorgehen • prozessorientiert • ressourcenorientiert • mehr Zeit 	<ul style="list-style-type: none"> • Last des Schweigens aufheben • Teilen der Last: familiäre Trauer • Lösung aus der Rolle der Gedenkkerze*/Autonomieentwicklung 	<ul style="list-style-type: none"> • kollektive Trauer • Solidaritätsgefühl/raus aus der Isolation • „Eisbrecher“ in der Gruppe
Nachteile	<ul style="list-style-type: none"> • „Ich bin allein, in bin der Einzige“ 	<ul style="list-style-type: none"> • Autonomieprozesse bei der zweiten Generation günstiger als in der Einzeltherapie 	<ul style="list-style-type: none"> • Opferneid • Verschweigen bestimmter Erfahrungen aus Scham

(Kedmi u.a., 2002, 9)

* Gedenkkerzen: Kinder von Holocaust-Überlebenden, die nach ermordeten Familienangehörigen benannt wurden (Wardi, 1997, 57–82)

Herman (2006) beschreibt in ihrem Buch „Die Narben der Gewalt“ den therapeutischen Prozess im Kontext traumatischer Erfahrungen. Zur Überwindung der Traumata sind die Stärkung der Persönlichkeit, die Schaffung neuer Kontakte und die Herstellung der Eigenverantwortlichkeit essentiell. In der Beziehung zwischen Patient und Therapeut kommt es aufgrund des Traumas zu einer typischen Art der Übertragung, die sich von den anderen Patienten, die nicht traumatisiert sind, unterscheidet. In der traumatischen Übertragung spielt nicht nur die Gewalt eine Rolle, sondern auch die erlebte Hilflosigkeit. Zum Zeitpunkt des Traumas war der Patient hilflos, unfähig sich zu verteidigen und fühlte sich völlig verlassen. Diese Erinnerung prägt alle späteren Beziehungen. Je stärker die Hilflosigkeit und Verlassenheit noch immer gespürt werden, desto mehr sehnt sich der Patient nach einem Retter. Diese Rolle übernimmt in der Therapie der Therapeut. Diese Sehnsucht muss zwangsläufig in der Therapie zerstört werden, da der Therapeut die Erwartungen des Patienten nie erfüllen kann. In diesem Fall reagiert der Patient mit einer hilflosen, verzweifelten Wut. Der Patient hat zudem Angst, erneut zum Opfer gemacht zu werden, wodurch eine Dynamik von Beherrschung und Unterwerfung entsteht, die möglicherweise unbeabsichtigt bestimmte Muster der Täter-Opfer-Beziehung enthält (ebd., 183–191).

„Trauma ist ansteckend“ (ebd., 193) – der Therapeut erlebt in der Zusammenarbeit mit dem Patienten ebenso Gefühle von Angst, Wut und Verzweiflung. Dieses Phänomen bezeichnet man als „traumatische Gegenübertragung“, in der der Therapeut Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung entwickeln kann. Wichtig ist an dieser Stelle für den Therapeuten ein soziales Bezugssystem, das ihn kontinuierlich in seiner Arbeit unterstützt. Die ständige Konfrontation mit den Gräueltaten erschüttert auch das Grundvertrauen des Therapeuten. Die Hilflosigkeit und Ohnmacht wird auch vom Therapeuten nachempfunden, weshalb er seine Fähigkeiten und Stärken oder die des Patienten in Frage stellt. Wie erwähnt nimmt der Therapeut die Rolle des Retters ein und macht den Patienten dadurch noch ohnmächtiger (ebd., 197). Ein Beispiel dazu liefert Kedmi (2002) in einem Artikel über Psychotherapie mit Holocaust-Überlebenden. Herr Gutmann, ein 81-jähriger Holocaust-Überlebender, entschied sich aufgrund eines Zeitungsartikels für ein Erstgespräch. Gleich zu Beginn erkundigte er sich nach der Sinnhaftigkeit der Psychotherapie. Die Therapeutin erklärte das Potenzial einer Therapie (Integration der traumatischen Erlebnisse, Reduzierung der Einsamkeitsgefühle etc.) und ihre Grenzen (Verluste können nicht rückgängig gemacht werden etc.). Noch im Zuge dieses Erstgesprächs wurde deutlich, dass Herrn Gutmanns Ambivalenz bezüglich der Therapie unverändert blieb. Es zeigte sich das tiefsitzende Misstrauen vieler Holocaust-Überlebender, das in zwischenmenschlichen Interaktionen zum Vorschein kommt. Beim nächsten Termin konstatierte Herr Gutmann, dass das Sprechen über die Shoah nicht möglich sei. Er schloss mit der Frage nach einer göttlichen Antwort. Natürlich war die Therapeutin nicht in der Lage, dies darauf zu reagieren, wodurch sich Herr Gutmann bestätigt fühlte: Die Therapie sei nutzlos, er fühle sich – wie schon während der Verfolgung – allein gelassen. Am Ende der Therapie blieb die Therapeutin mit „Gefühlen von innerer Enttäuschung, Ohnmacht, Wut und Trauer über die eigene Hilflosigkeit und Unfähigkeit, Herrn Gutmann eine therapeutische Begleitung anbieten zu können“ zurück (Kedmi u.a., 2002, 10).

Identifiziert sich der Therapeut mit der Wut des Patienten, kann das extreme Ausmaße annehmen. „So verspürt der Therapeut möglicherweise eine unsägliche Empörung, oder aber er reagiert mit Frustration, Gereiztheit oder einem unbestimmten heiligen Zorn“ (Herman, 2002, 197).

Eine Identifikation mit den Gefühlen des Täters erzeugt im Therapeuten Angstgefühle, da sie seine Rolle als fürsorgliche Person in Frage stellt. An dieser Stelle zeigt sich die Wichtigkeit, sich als Therapeut mit den eigenen sadistischen Gefühlen auseinanderzusetzen. Die Identifikation mit dem Täter kann sich auf vielfältige Art und Weise zeigen. Der Therapeut reagiert z.B. zunehmend skeptisch, spielt die Gewalttaten herunter oder rationalisiert sie.

In der Arbeit mit Holocaust-Überlebenden zählen „Schuldgefühle der Überlebenden“ zu den häufigsten Gegenübertragungsreaktionen. Der Therapeut fühlt sich schuldig, weil er die Erfahrungen des Patienten nicht erlebt hat. Dadurch kann es dem Therapeut schwer fallen, das eigene Leben zu genießen, und er läuft Gefahr, in der therapeutischen Beziehung zu viel persönliche Verantwortung für das Leben des Patienten zu übernehmen (ebd., 201).

Der Therapieprozess ermöglicht dem Holocaust-Überlebenden, in die Vergangenheit zu blicken und die furchtbaren Erlebnisse im Rahmen eines geschützten Raumes in den Lebenslauf zu integrieren. In diesem Zusammenhang hat der Patient auch die Möglichkeit, sich über unbewusste Ressourcen, die sein Leben und Überleben ermöglicht haben, klar zu werden. Er verdankt sein Überleben also sich selbst und den entwickelten Bewältigungsstrategien: „Eine Erkenntnis, die ihm zu einer Neubewertung seines Leidens und Lebens verhelfen kann“ (Kedmi u.a., 2002, 12).

Was kann die Therapie nun leisten? In der Therapie geht es um mehrere Punkte:

- Anerkennen ist wichtig, um das Schweigen zu durchbrechen und ein Zuhören zu ermöglichen.
- Scham- und Schuldgefühle müssen akzeptiert werden. Die Betroffenen schämen sich, weil sie zur Rettung anderer nicht heldenhaft genug oder zu egoistisch waren.
- Es braucht Respekt vor den Grenzen, welche die Betroffenen selbst ziehen. Dass jede noch so gut gemeinte Hilfestellung als Bedrohung erlebt werden kann, erklärt den hohen Stellenwert der Selbstbestimmung.

- Es gilt, psychische, materielle, soziale und medizinische Hilfe zu gewährleisten, da Psychotherapie allein nicht ausreicht.
- Die Therapie muss umfassend sein und darf sich nicht auf ein Gebiet beschränken.
- Hilfe zur Selbsthilfe ist von besonderer Bedeutung.
- Soziale Unterstützung soll genau die entgegengesetzten Kennzeichen jenes Systems haben, dem die traumatisierten Überlebenden ausgesetzt waren (respektvoller Umgang und Selbstbestimmung) (Mihacek, 2012, 8).

5.4.2 Therapeutische Prozesse mit Nationalsozialisten und ihren Nachkommen

„Dadurch, dass ich nach dem Gespräch (Anm.: mit Bar-On) so erschüttert war, ist mir klar geworden, dass die Geschichte meines Vaters mich heute doch viel mehr belastet, als ich es bisher geahnt hatte. Ich habe wohl schon gespürt, dass die Art, wie ich das Problem zu lösen versucht habe, also durch mein politisches Engagement in antifaschistischer Organisation oder gegen den Rassismus in Südafrika, doch nicht geeignet ist und nicht ausreicht, mein ganz persönliches Problem mit meinem Vater anzugehen“ (Bar-On, 2004, 237).

Aufgrund dieser Erkenntnis begann Renate eine Psychotherapie. Dadurch war sie in der Lage, „den Koffer auf dem Dachboden“ zu öffnen und die Dokumente von den Aktivitäten des Vaters im Krieg zu lesen (ebd., 303).

Es liegen keine Informationen über NS-Täter vor, die den Weg in die Psychotherapie geschafft haben. Dank der nachfolgenden Generationen wurde der Umgang mit ihnen deutlich und Rückschlüsse auf ihr Verhalten waren möglich.

„Aus psychotherapeutischer Arbeit mit NS-Tätern habe ich nichts zu berichten, denn von ihnen hat nie jemand entsprechende Hilfe bei mir gesucht.“ (Müller-Hohagen, www.dachauinstitut.de/psychologie/psychotherapie_und_beratung/umgehen_mit_t_aeterschaft.html)

Eine mögliche Ursache dafür erklären Alexander und Margarete Mitscherlich (1967) in dem Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“, in dem Verstehen und Einfühlen in einen historischen Rahmen gestellt werden. Es genügt nicht, die inneren Introjekte zu bearbeiten, ohne den historischen Rahmen zu berücksichtigen. Die Schuldanerkennung, das Erinnern und das therapeutische Bearbeiten des Traumas können nur gelingen, wenn der Rahmen einer öffentlichen Kommunikation gegeben ist. „Es bleibt aber zu beachten, dass die Abwehr kollektiv entstandener Schuld einfach ist, wenn sie wieder im Kollektiv geschehen kann; denn hier bestimmt ein Consensus omnium die Grenzen der Schuld“ (ebd., 46).

Des Weiteren erklärt Müller-Hohagen, dass sich die NS-Täter im psychologischen Alltag nach 1945 kaum als solche zu erkennen gaben, wodurch man in der Therapie nicht auf direkte Erfahrungen zurückgreifen konnte. Jedoch sind NS-Täter über ihre Kinder in Therapien sichtbar geworden. Die NS-Täter haben in ungeahnt großer Zahl und in erschreckender Intensität nach 1945 weitergemacht – nicht mehr in der Öffentlichkeit und im staatlichen Auftrag, sondern innerhalb der Familie. Einerseits ist es für den Einzelnen schwierig, die eigene Täterschuld zu sehen und sich darüber zu äußern. Andererseits fehlen von öffentlicher Seite Angebote und Hilfestellungen zur Aufarbeitung. Ein sehr häufiges Mittel zur Tarnung der NS-Täterschaft ist die Rolle des Opfers. Verlust von Heimat, Lebensgefahr im Krieg und Gefangenschaft, Entbehrungen, Hunger und Krankheit sind einige Begründungen, um die Opferrolle zu untermauern. Hinsichtlich der seelischen Auswirkungen der Nachkommen der NS-Täter gibt es noch viele Fragezeichen. In vielen Fällen ist eine psychotherapeutische Aufarbeitung erst dann möglich, wenn die Eltern sehr alt oder gestorben sind (www.dachauinstitut.de/psychologie/seelische_auswirkungen/taeter_und_nachkommen.html).

Werner Bohleber (1997) betont, dass speziell für die zweite Generation die lebensbiografische Aufklärung, die genaue Rekonstruktion der Realität und ihre einhergehende seelische Bedeutung mit den Verknüpfungen zu unbewussten Fantasien entscheidend für den therapeutischen Behandlungsverlauf ist. Ohne die

Rekonstruktion der traumatischen Vergangenheit kann die wichtige Unterscheidung von Realität und Fantasie nicht vollzogen werden (ebd., 986–987).

Die therapeutische Rekonstruktion einer traumatischen Realität hat zwei Ziele:

1. Um die Abkapselung und Verleugnung eines Traumas aufzuheben, bedarf es der Aufarbeitung „[...] der äußeren als auch der inneren Bestandteile und Bedingungen des Traumas“ (ebd., 988). In der Folge werden durch die Aufdeckung der Realität des Traumas Schuldgefühle und Bestrafungstendenzen ins Bewusstsein geholt und verstehbar gemacht.
2. Die Rekonstruktion des Traumas ist notwendig, um die Unterscheidung von Realität und Fantasie zu ermöglichen. Speziell bei transgenerationalen Identifizierungen fördern sie die Ent-Identifizierung, um die Generationsgrenzen zu wahren (ebd., 988).

Müller-Hohagen fasst folgende Erkenntnisse und Erfahrungen aus Therapien mit Kindern von NS-Tätern zusammen:

- Verleugnung muss erst einmal als solche erkannt werden – auf beiden Seiten, also beim „Behandelten“ wie auch beim „Behandler“.
- Es muss damit gerechnet werden, dass Täter und andere Tatbeteiligte nach 1945 weitergemacht haben, nämlich dort, wo dies gefahrlos möglich war, nämlich im „Schoß der Familie“.
- Es muss keineswegs „verrückt“ sein, was sich für den naiven Blick zunächst so ausnimmt.
- In der Regel lässt es sich im Zuge der Anamnese nicht erfragen, aber bereits hier sollte der Gedanke nicht völlig ausgeklammert sein, dass Familienangehörige der Hilfesuchenden zwischen 1933 und 1945 (und danach) Verbrechen begangen haben könnten – einschließlich von Vertuschungsaktionen.

- Jede psychische Störung, jedes Symptom, jede eigenartige Handlungsweise, jedes destruktive Muster kann auf NS-Täterschaft zurückzuführen sein.
- Unbewusste Loyalität mit den Vorfahren stellt im Kontext eines NS-Hintergrunds einen äußerst machtvollen Faktor dar.
- Mit verwickelten und lange andauernden Therapieverläufen ist zu rechnen.
- Selbstreflexion auf der therapeutischen Seite ist hier besonders wichtig – auch in Bezug auf eigene NS-Verwicklungen.
- Die Rolle von Frauen und Männern ist genau zu reflektieren, einschließlich der Frage, warum Letztere bei diesen Themen vor einer Therapie zurückscheuen.
- Familienideologien und -idyllen gilt es genau anzuschauen, auch auf therapeutischer Seite.
- Verwirrtheit bei Klienten kann davon herrühren, dass sich in ihrer Kindheitsumgebung Täter als „Opfer“ getarnt haben.
- Bei Verwirrungen angesichts von Schuldthemen ist besonders auf NS-Zusammenhänge zu achten.
- Wie sehr das grundlegende zwischenmenschliche Band durch die Nazi-Verbrechen zerstört wurde und wie sehr sich das auf die Kinder und Kindeskinde auswirkt, gilt es in Therapien konkret wahrzunehmen.
- In der Therapie ist eine Grundsicherheit besonders wichtig. Es braucht Vertrauen, Verbundenheit, Verlässlichkeit und die Möglichkeit, Konflikte austragen zu können, ohne Gnadenlosigkeit und existentielle Bedrohung befürchten zu müssen.
- Ethische Fragen von Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Liebe und Gerechtigkeit können von großer Bedeutung in der Therapie sein, wenn Nazi-Themen eine Rolle spielen.
- Psychotherapie in Deutschland ist problematisch, wenn nicht wenigstens grundsätzlich ein Bewusstsein über die tiefe Verwicklung zwischen „Politischem“ und „Privatem“ besteht.

(www.dachau-institut.de/psychologie/psychotherapie_und_beratung/umgehen_mit_tatterschaft.html)

Bohleber (1997) erwähnt in dem Kapitel „Therapeutische Strategien für den Umgang mit dem NS-Erbe in den psychoanalytischen Behandlungen“ Phänomene der Übertragung und Gegenübertragung. Die Unfähigkeit zu fragen kann auch den Therapeuten-Klienten-Prozess betreffen. Haben beide in der Vergangenheit das NS-Thema vermieden, besteht die Gefahr, dass sie dies in der Therapie in einer unbewussten Abwehr ebenfalls tun. Eine weitere Möglichkeit ist, dass der Patient mit einem Schweigegebot und einer Realitätsverzerrung der Eltern identifiziert ist und seine Neugierde projektiv auf den Therapeuten verlagert. Der Therapeut nimmt die Neugierde auf, stellt dem Klienten jedoch keine Fragen. Er hat das Gefühl, dass es sich bei den Fragen um „seine Fragen“ handelt und er dem Klienten etwas aufzwingen oder ihn auf eine falsche Spur führen könnte. Die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit wäre somit nicht mehr im Fokus.

Die dritte Möglichkeit ist, dass der Therapeut wegen der eigenen Familiengeschichte und der „deutschen Vergangenheit“ Schuldgefühle hat. Die Versuchung, die Geschichte des Patienten für die eigene Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit zu instrumentalisieren, wird übermächtig. Dann wird es schwierig, die eigene Geschichte von der des Klienten zu unterscheiden und ihn nicht zur Geißel des eigenen Bedürfnisses zu machen (ebd., 982–984).

6 Intrapsychische Auseinandersetzung der „jüdischen Mischlinge“

Die nachfolgende Beschreibung von Ralf Seidl erfasst die psychische Unsicherheit der „jüdischen Mischlinge“ zur Zeit des Nationalsozialismus sehr genau. Sowohl die Zerrissenheit als auch der unsichere Boden zwischen Zugehörigkeit und „lebensunwertem Leben“ werden veranschaulicht.

„Eine vielfältige, bewegliche Identität muss zunächst verunsichern. Der Boden, auf dem man steht, ist nicht so fest gegründet. Die Suche, für sich einen Halt zu finden, ist mühsamer und verlangt längere Wege, als wenn alles klar erscheint. Doch die Umwege, auf die man dabei gerät, ja geraten muss, werden den Blick erweitern. Dabei kann aus dem Zweifel Entschiedenheit erwachsen und aus Sorge Mut zur Stellungnahme“ (Seidl, 2010, 157).

6.1 „Jüdische Mischlinge“

Ingeborg Hecht fasst eindrucksvoll zusammen, wie es den jüdischen Mischlingen ergangen war: „Wir waren rechtlos gewesen, haben nichts Gescheites lernen, keine Existenz aufbauen können und nicht heiraten dürfen. Wir haben die Angst mit denen geteilt, die die Verfolgung nicht überlebten – und wir haben die Scham erleiden müssen, es besser gehabt zu haben als der Vater, die Verwandten, die Freunde, die Kameraden. Wir haben das nicht unversehrt überstanden“ (Hecht, 1984, 156).

6.1.1 Definitionen

Jürgen Müller-Hohagen (2010) stellte sich in dem Buchbeitrag „Ewiger ‚Halbjude‘?“ die Frage, wann man „Halbjude“ sei und ob der Begriff „Halbchristen“ oder „Viertelbuddhisten“ ebenfalls im sprachlichen Alltagsgebrauch sei. Bis heute hält sich die verhängnisvolle Begrifflichkeit „Halbjude“. Doch würden wir auch ein Kind, dessen Mutter Österreicherin und dessen Vater Franzose ist, als „Halbösterreicher“ bezeichnen? Müller-Hohagen stellt die Frage: „Sind wir nicht durch unsere Eltern

alle ‚halb halb‘?“ (Müller-Hohagen, 2010, 160). Ignaz Bubis (1927–1999), FDP-Politiker und Vorsitzender des Zentralrats der Juden Deutschland drückte dies folgendermaßen aus: „Ich bin immer wieder erstaunt, wenn Leute auf mich zukommen und sich vorstellen mit den Worten, dass sie Halbjuden seien. Ich stelle dann die bescheidene Frage, welcher Teil von ihnen Jude sei, die untere oder die obere Hälfte oder ob es bei ihnen senkrecht gehe.“

Generell ist zu betonen, dass – aus religiöser Sicht – jemand Jude ist, der eine jüdische Mutter hat oder zum Judentum übergetreten ist. Laut Halacha sind also nur Kinder, die eine jüdische Mutter haben, Juden. Kinder, deren Vater jüdisch ist, deren Mutter aber nicht, sind keine (ganzen) Juden (Grabowsky, 2012, 59).

Erstmals wurde der Begriff „Halbjude“ 1881 von dem fanatischen Antisemiten Eugen Dühring in seiner Schrift „Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage“ hervorgehoben und nicht (wie viele annehmen) von den Nazis erfunden (Hohagen, 2010, 162).

„Als jüdisch galten demnach Personen mit drei jüdischen Großelternanteilen, als jüdische Mischlinge jene, die von einem oder zwei der Rasse nach volljüdischen Großelternanteilen abstammten. Mischlinge, die beim Erlass des Gesetzes der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten oder eine Jüdin/einen Juden geheiratet hatten, wurden als jüdisch klassifiziert“ (Grabowsky, 2012, 63).

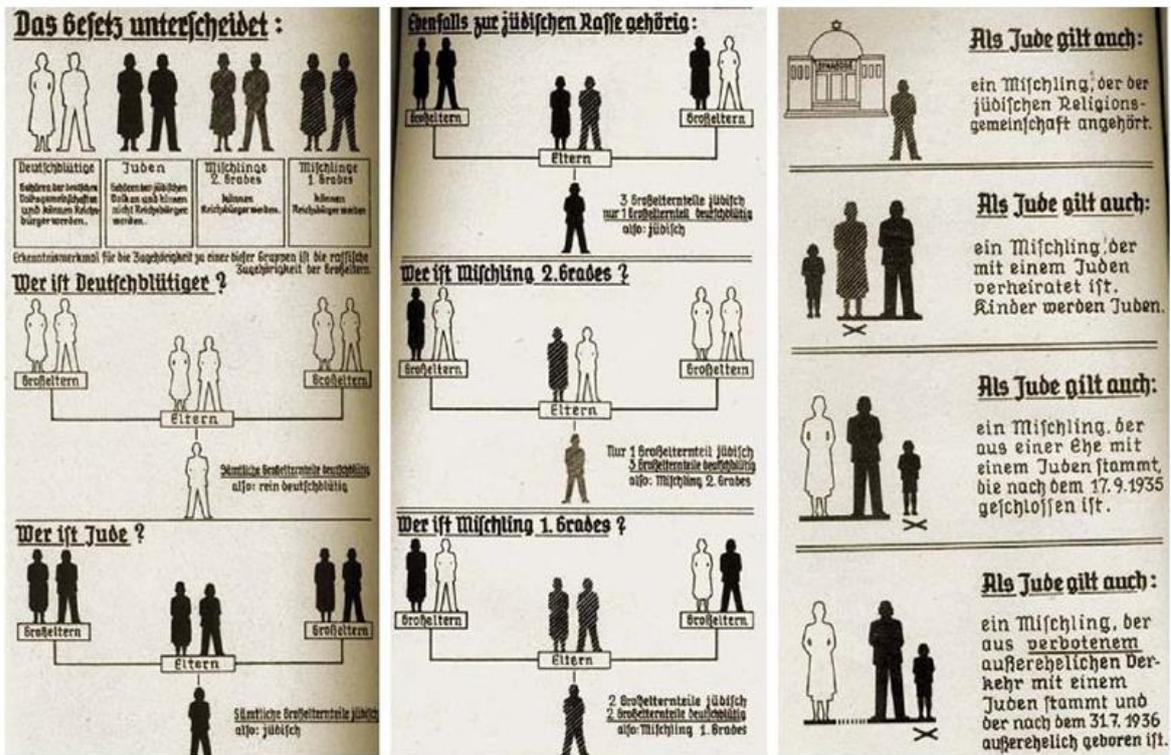
Sonja Grabowsky (2012) erfuhr in einem Interview mit einem „Halbjuden“ von dessen Sehnsucht nach Zugehörigkeit zur NS-Mehrheitsgesellschaft, die sich auch im Begriff „Halbarier“ zeigte. Die meisten „Halbjuden“ hatten einen jüdischen und einen nicht-jüdischen Elternteil. Viele davon waren weniger in ein jüdisches als in ein nicht-jüdisches Umfeld eingebunden. Ab Jänner 1933 wurden die Juden und „Halbjuden“ stetig aus der Mehrheitsgesellschaft der Deutschen ausgeschlossen. „Mit den Nürnberger Gesetzen im Herbst 1935 stülpte man ihnen das bis dato nicht existente Konstrukt halb-jüdisch bzw. Mischling, und damit einen neuen Status über“ (Grabowsky, 2012). Weiters erklärt Grabowsky, dass sich viele Eltern der „Halbjuden“, die in Mischehen lebten, schon vor dem Nationalsozialismus vom praktizierten Judentum abwandten. Ihre Assimilation wurde von nicht-jüdischer

Seite eingefordert, jedoch wurden sie selten als gesellschaftlich vollwertige Mitglieder anerkannt. Das Stigma „jüdisch“ haftete den vom Judentum Abgekehrten und ihren Nachkommen schon lange vor dem Nationalsozialismus an (ebd., 113).

Kurt Bauer erläutert in seinem Buch „Nationalsozialismus“ (2008) die heikle Frage nach den 30.000 aufrechten Mischehen zwischen arischen und jüdischen Partnern, die vor dem Erlass der Nürnberger Rassengesetze geschlossen wurden. Man unterschied zwischen Privilegierten – die Kinder wurden nicht im jüdischen Glauben erzogen – und Unprivilegierten – die Kinder wurden im jüdischen Glauben erzogen. Als privilegiert galten auch Mischehen, die kinderlos waren und in denen der Mann arisch und die Frau jüdisch war. Im umgekehrten Fall war diese Ehe unprivilegiert. Des Weiteren erklärt Bauer, dass die Behandlung der jüdischen Mischlinge sowie der jüdisch Versippten (Mischehen) der Verwaltung erhebliches Kopfzerbrechen bereitete und bis zuletzt zwischen Partei und Ministerialbehörde umstritten war. Auffallend ist, dass die Nationalsozialisten das Jüdischsein anhand der Religion der Großeltern definierten (ebd., 432–433). Somit ging es nicht um biologische Naturkonstanten, sondern um von Nationalsozialisten definierte Begrifflichkeiten, die unter einem enormen bürokratischen Aufwand dazu dienten, „jüdische Mischlinge“ von der Volksgemeinschaft abzugrenzen (Müller-Hohagen, 2010, 166).



Bildtafel zum Blutschutzgesetz (1935); (http://de.wikipedia.org/wiki/N%C3%BCrnberger_Gesetze)



(www.yadvashem.org/yv/de/holocaust/about/01/persecution_gallery.asp)

Ab dem 26. November 1935 wurden die Zuweisungen „Mischlinge ersten Grades“ (Personen mit zwei jüdischen Großelternanteilen, auch „Halbjuden“ genannt) und „Mischlinge zweiten Grades“ (Personen mit einem jüdischen Großelternanteil, auch „Vierteljuden“ genannt) festgelegt (Grabowsky, 2012, 63–64).

Ein weiterer Begriff im Zusammenhang mit Halbjuden ist die Definition „Geltungsjude“. Zur Zeit des Nationalsozialismus wurden „Halbjuden“ in zwei Gruppen unterteilt:

1. „Geltungsjuden“, die in der Gemeinde registriert waren oder einen jüdischen Ehepartner hatten
2. „Mischlinge ersten Grades“, die christlich getaufte Juden waren.

„Geltungsjuden“ und Juden aus unprivilegierten Mischehen mussten ab September 1941 den Judenstern tragen, im Gegensatz zu „Mischlingen ersten Grades“ und Juden aus privilegierten Mischehen (www.zeit.de/1989/30/wer-war-geltungsjude). Ab Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze wurden „Geltungsjuden“ als „Halbjuden“ definiert. Der Begriff „Geltungsjude“ kommt in den Nürnberger Gesetzen nicht vor, wurde aber später gebräuchlich und beschreibt jenen Teil der „Mischlinge“ die per Definition rechtlich als Juden galten (Ehret, 2010, 102).

Von wenigen Ausnahmen abgesehen wurden „Geltungsjuden“ wie „Volljuden“ behandelt. „Sie mussten den Namen Israel und Sarah annehmen, die Wohnungstüren mit einem Judenstern kennzeichnen, konnten nicht Reichsbürger werden, hatten kein politisches Wahlrecht und konnten nicht in der Wehrmacht dienen. Häufig erhielten die ‚Geltungsjuden‘ gemeinsam mit dem jüdischen Elternteil den Befehl zur Deportation“ (ebd., 103). Ab 1943 wurden „Geltungsjuden“ nach Theresienstadt deportiert. Ab Jänner 1945 kamen die restlichen „Geltungsjuden“, die durch die „Mischehe“ bisher geschützt waren, ebenfalls nach Theresienstadt. (ebd. 103) Herr Oppermanns Großvater wurde im Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert. Dort beteiligte er sich am Aufbau der evangelischen Gemeinde (Grabowsky, 2012, 163).

Beate Meyer (2010) weist darauf hin, dass es sich bei den „jüdischen Mischlingen“ um ein „realitätsfernes, ideologisches Konstrukt der nationalsozialistischen

Machthaber handelt“ (ebd., 38). Den „Halbjuden“ wurden Eigenschaften und Verhaltensweisen zugeschrieben, die den „Volkskörper“ der Nationalsozialisten auf Dauer „gefährden“ bzw. „vergiften“ konnten. Unter dieser ideologischen Prämisse gab es das Bestreben, „Halbjuden“ dauerhaft aus der Gesellschaft auszuschließen. Dieses Unterfangen erwies sich als schwierig, da die „Halbjuden“ auch „Halbarier“ waren. „Jüdische Mischlinge“ stellten nur bei den Rassenideologen eine fest umrissene Gruppe dar, die in der Realität nicht existierte. Durch Taufe, Eindeutschung der Familiennamen, Heirat mit nicht-jüdischen Partnern und Verdienst um das Vaterland distanzieren sich viele „Halbjuden“ von der religiösen und sozialen Gemeinschaft der Juden. Erst ab 1860 war eine Eheschließung zwischen Juden und Christen möglich. Die in diesen Ehen geborenen Kinder definierten sich selber nie als „Mischlinge“, bis sich 1933 die Zuschreibung der Nationalsozialisten durchsetzte. Rassenideologen hatten Nachkommen aus „Mischehen“ seit je als getarnte Eindringlinge in die „Volksgemeinschaft“ betrachtet, wodurch sie ein Verbot der „rassenverschiedenen Mischehen“ und die Gleichbehandlung von Juden und Personen „teiljüdischer“ Herkunft anstrebten. Doch Hitler hatte sich im Herbst 1935 in den Ausführungsverordnungen zu den Nürnberger Gesetzen gegen die strikten Vorstellungen der Rassenideologen gewendet und einen Kompromiss zwischen radikalen und gemäßigten Forderungen gewählt (ebd., 38–40).

„Ca. 330.539 Personen mit drei oder vier jüdischen Großelternanteilen wurden als ‚Volljuden‘ betrachtet und sollten aus der ‚Volksgemeinschaft‘ entfernt werden. 42.811 ‚Vierteljuden‘ sollten als ‚Mischlinge II. Grades‘ im ‚deutschen Volk‘ aufgehen. Die 72.738 ‚Halbjuden‘, d.h. Personen mit zwei jüdischen Großelternanteilen, wurden nun in jüdische (ca. 8.000) und nicht-jüdische (ca. 64.000) unterteilt“
(ebd., 40–41).

In Wien gab es 1939 im Vergleich zu Deutschland 14.858 „Halbjuden“ – davon 1.373 „Geltungsjuden“. 91.530 Personen, die als Juden bezeichnet wurden, lebten zu diesem Zeitpunkt in Wien. Obwohl der größte Teil der „Halbjuden“ in Wien die Zeit des Nationalsozialismus überlebte, war dieses Überleben zu keinem Zeitpunkt

gesichert. Diese Überlebenden gingen nach dem Krieg sehr unterschiedlich mit ihrer Verfolgungserfahrung um. Für manche spielte die jüdische Religion vor 1938 keine Rolle. Dennoch wandten sie sich nach dem Krieg bewusst dem Judentum zu. Andere wiederum entschieden sich gegen die jüdische Tradition und Religion, um wieder in der Gesellschaft aufgenommen zu werden. Für viele wurde die Frage ihrer Identität zu einem Lebensthema (Weiss, 2013, 6–7).

„Halbjuden“ konnten in technischen sowie kaufmännischen Berufen arbeiten, teilweise sogar in kriegswichtigen Produktionen. Bis zu einem gewissen Grad konnten sie ihren jüdischen Familienzweig beschützen, materiell unterstützen und für diesen lebenswichtige Informationen beschaffen. Die „Mischlinge“ mussten immer wachsam sein, Situationen schnell analysieren und sorgfältig abwägen, ob es sinnvoll war, sich zu exponieren. „Halbjuden“ sahen sich mit einer Vielzahl an Zuschreibungen konfrontiert: Sie wurden als „Ehrenarier“, „Geltungsjuden“, „Mischlinge ersten Grades“ und „deutschblütig“ bezeichnet.

Generell wurde über Inklusion oder Exklusion der „Halbjuden“ vor Ort und häufig in Unkenntnis der genauen juristischen Situation entschieden. Mit einer radikalen ausgrenzenden Entscheidung lagen die Nationalsozialisten zumeist jedenfalls nicht falsch. Auch wenn der Bescheid im Nachhinein revidiert werden musste, bewiesen sie derart die im Moment richtige Gesinnung. Handelten sie zugunsten des „Halbjuden“, wurden sie als „Judenfreund“ bezeichnet (Meyer, 2010, 42–43).

Herr Oppermanns Vater, ein promovierter Philosoph, der mit seiner Frau in einer „Mischehe“ lebte, wurde an seiner Universität Ziel antisemitischer Anfeindungen. Seine Frau war jüdischer Abstammung und wurde im Säuglingsalter evangelisch getauft. Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in die „Rest-Tschechei“ am 16. März 1939 wurde der Vater von der Universität gewiesen. Ein ehemaliger Studienkollege verhalf ihm zu einer neuen Stelle in Belgien. Zuvor hatte Herr Oppermanns Vater einen Antrag für die Aufnahme in den NS-Dozentenbund gestellt, der allerdings aufgrund „jüdischer Versippung“ abgelehnt wurde. Nach Beginn der deutschen Westoffensive und im Anschluss an den Angriff auf Belgien am 10. Mai 1940 wurde Herr Oppermann verhaftet und in ein französisches Internierungslager gebracht. Im Juli 1940 kehrte er nach Belgien zurück. Eine

Anstellung an der Universität war nach der Kapitulation Belgiens unmöglich geworden. Im Jänner 1941 kehrte Herr Oppermann nach Deutschland zurück, wo er eine Stelle als kaufmännischer Mitarbeiter fand, um zumindest den spärlichen Unterhalt für die Familie zu verdienen (Grabowsky, 2012, 161–163).

Nachdem die Nationalsozialisten die Juden nach Kriegsbeginn völlig isoliert hatten, wandten sie sich zunehmend den „Halbjuden“ zu (Tent, 2007, 190). Am 20. Jänner 1942 trafen sich Reinhard Heydrich und weitere 14 hohe Staatsbeamte zur Wannseekonferenz, um die Endlösung der Judenfrage festzulegen. Dabei ging es um die Zusammenarbeit der jeweiligen Behörden bei der bevorstehenden Deportation aller europäischen Juden in die eroberten Gebiete in Osteuropa. Heydrich wollte auch alle „Halbjuden“ und mit „Ariern“ verheiratete Juden deportieren. Wilhelm Stuckart, Staatssekretär im Innenministerium und Verfasser der antijüdischen Gesetze und Verordnungen, hatte die Macht zu entscheiden, wer aus rechtlicher Sicht als Jude galt. Seine Definition von „Jude“ wurde Heydrichs Deportationsorganisation zugrunde gelegt (Kampe, 2004, 3–4). Nach der Wannseekonferenz rückten die „Halbjuden“ immer mehr ins Visier der nationalsozialistischen Aggression.

„Im Oktober 1943 wies Hitler über Goebbels die Arbeitsämter an, die nicht wehrpflichtigen ‚Halbjuden‘ und die mit Jüdinnen verheirateten Männer zum geschlossenen Arbeitseinsatz in die Organisation Todt (OT) zu überführen“ (Grabowsky, 2012, 22). Die Organisation Todt wurde 1938 auf Weisung von Hitler geschaffen und „war eine europaweit tätige Bauorganisation zur Durchführung kriegswichtiger Bauprojekte“ (ebd., 118). Die mehr als 1,5 Millionen Personen, die für OT arbeiteten, waren zwangsverpflichtete Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und (KZ-)Häftlinge. Bereits Ende 1943 wurden einige jüdische „Mischlinge“ zum Einsatz zwangsverpflichtet. Im Oktober 1944 wurde nach einem Erlass von Heinrich Himmler die Mehrheit der „Mischlinge“ und „jüdisch Versippten“ in OT-Lager innerhalb des Deutschen Reichs eingeliefert (ebd., 118).

Jüdische „Mischlinge“, die schon zuvor mit Diskriminierung und Verfolgung zu tun hatten, waren besonders verwundbar durch die Herabwürdigung und Isolierung der Nationalsozialisten. Gleichzeitig mussten die „Mischlinge“ gut in der Gesellschaft

funktionieren. Normale Bedürfnisse – zu arbeiten, mit anderen Menschen zu interagieren, eine Familie zu gründen – bargen für sie Gefahren. Um nicht aufzufallen oder der „Rassenschande“ beschuldigt zu werden, blieb vielen „Mischlingen“ nichts anderes übrig, als sich von der Gesellschaft zurückzuziehen. Bewusst oder unbewusst gingen sie in Deckung. Um ihre Anonymität zu bewahren, zogen sie immer weniger Menschen ins Vertrauen und errichteten eine immer höhere Mauer zwischen sich und den anderen Menschen. Durch diese Strategie überlebten viele den Nationalsozialismus, litten aber nach 1945 weiterhin unter den Nach- und Auswirkungen dieser Ausgrenzung (Tent, 2007, 190–191).

Nach Kriegsende zogen es die meisten „Mischlinge“ vor, in ihrer Heimat zu bleiben. Im Gegensatz zu ihren Eltern waren viele „Mischlinge“ nicht im jüdischen Glauben oder in jüdischer Tradition erzogen worden, sondern in weltlich geprägten Häusern katholisch oder evangelisch getauft worden. Die meisten „Mischlinge“ überlebten den Krieg trotz Verfolgung. In Deutschland waren nur zehn Prozent der jüdischen „Mischlinge“ im jüdischen Glauben erzogen worden und galten als „Geltungsjuden“. Diese waren im Nationalsozialismus von schwerster Verfolgung bedroht und misstrauten der Gesellschaft. Viele von ihnen wanderten aus, hauptsächlich nach Palästina, Nordamerika und Lateinamerika (ebd., 260). Die jüdischen „Mischlinge“, die geblieben waren, hofften auf Wiedergutmachung. Ihnen war bewusst, dass ihr Leid nicht vergleichbar war mit dem der „Volljuden“. Doch auch sie waren betroffen von körperlichen und seelischen Verwundungen. Die meisten der „Mischlinge“ konnten, anders als die „volljüdischen“ Shoah-Überlebenden, wieder in den Schoß der Familie zurückkehren (Grabowsky, 2012, 12).

6.2 Schweigen der „jüdischen Mischlinge“

Nach 1945 stellte sich für die befreiten „Mischlinge“ die Frage, wie sie in der Gesellschaft und in der Familie weiterleben sollten. In den Familien fanden sich im nicht-jüdischen Teil sowohl aktive Helfer der jüdischen Familie als auch ideologisch-verbohrte Nationalsozialisten, die ihnen und den jüdischen Familienmitgliedern das Leben schwer gemacht oder ihnen gar geschadet hatten. Manche Familien

versöhnten sich, andere konnten nicht mehr zu einem vertrauensvollen Miteinander finden. Viele der nicht-jüdischen Familienmitglieder hielten weiter an dem antisemitischen Gedankengut fest. Auch in den Familien der „Halbjuden“ zeigt sich das Phänomen der „doppelten Mauer des Schweigens“. Beide Seiten wurden davor geschützt, sich mit den Erfahrungen der anderen auseinandersetzen zu müssen. Die ehemaligen Nationalsozialisten fragten nicht nach den Erfahrungen der „Mischlinge“ und reflektierten kaum ihr eigenes Verhalten den Verfolgten gegenüber. Die „Mischlinge“ schonten die nicht-jüdischen Familienmitglieder, indem sie deren Involvierung in das NS-Regime nicht thematisierten. Generell wurden ehemals verfolgte „Mischlinge“ aufgrund ihrer Erfahrungen während des Nationalsozialismus vorsichtig in der Wahl ihrer Freunde und Bekannten. Sie hatten das Verschweigen der jüdischen Herkunft bereits eingeübt und dies war zu ihrer zweiten Natur geworden. Ein weiterer Grund für die Aufrechterhaltung des Schweigens war, dass ihr Verfolgungsschicksal im Vergleich zu dem der im Holocaust ermordeten jüdischen Verwandten mit der Zeit verblasste (Meyer, 2010). Seidl (2010) erklärt dazu, dass die „jüdischen Mischlinge“ eher selten deportiert und ermordet wurden. Sie glaubten gegenüber jenen, die noch Schlimmeres erlebt hatten, nicht das Recht zu haben, sich als Verfolgte zu fühlen und zu zeigen (ebd., 151). Somit blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich möglichst unauffällig in die deutsche Nachkriegsgesellschaft einzugliedern. Die gesellschaftliche Anerkennung der „Mischlinge“ als Opfergruppe und ihre Selbstwahrnehmung als Opfer wurden dadurch erschwert bzw. verhindert. Obwohl die Forschungs- und Erinnerungsliteratur zum Thema „Verfolgung in der NS-Zeit“ mittlerweile sehr vielseitig ist, sind die Erfahrungsberichte der „Mischlinge“ im Laufe der vergangenen Jahrzehnte kaum beachtet worden. Ihre Erfahrungen lagen im Schatten der „Volljuden“ (Grabowsky, 2012, 16). Erst nach etwa 50 Jahren wurde Literatur in Form dokumentarischer Erfahrungsberichte von „Mischlingen“ verfügbar (Meyer, 2010).

Herr Oppermanns Großvater schwieg über seine jüdische Vergangenheit und seine Erlebnisse in Theresienstadt. Nach 1945 wurde er Bürgermeister (Grabowsky, 2012, 166). Die ambivalente Haltung von Herrn Oppermann bezüglich seiner Herkunftsfamilie ist in vielen verschiedenen Werthaltungen sichtbar. Die Eltern und

Großeltern waren national-konservativ und patriotisch eingestellt. Die jüdisch geborenen Großeltern hatten sich schon vor 1933 vom Judentum abgewendet und definierten sich als protestantisch. Der Großvater gründete im Ghetto Theresienstadt eine evangelische Gemeinde und festigte dadurch seine Abkehr vom Judentum. „Einen Opferstatus klagte vor allem der Großvater nach 1945 nicht ein, obwohl es mannigfaltige Gründe hierfür gegeben hätte. Stattdessen wurde das Verschweigen der leidvollen Familiengeschichte in der Öffentlichkeit zur Bestimmung“ (ebd., 173).

6.3 Identität-Existenz als fragiles Dazwischen

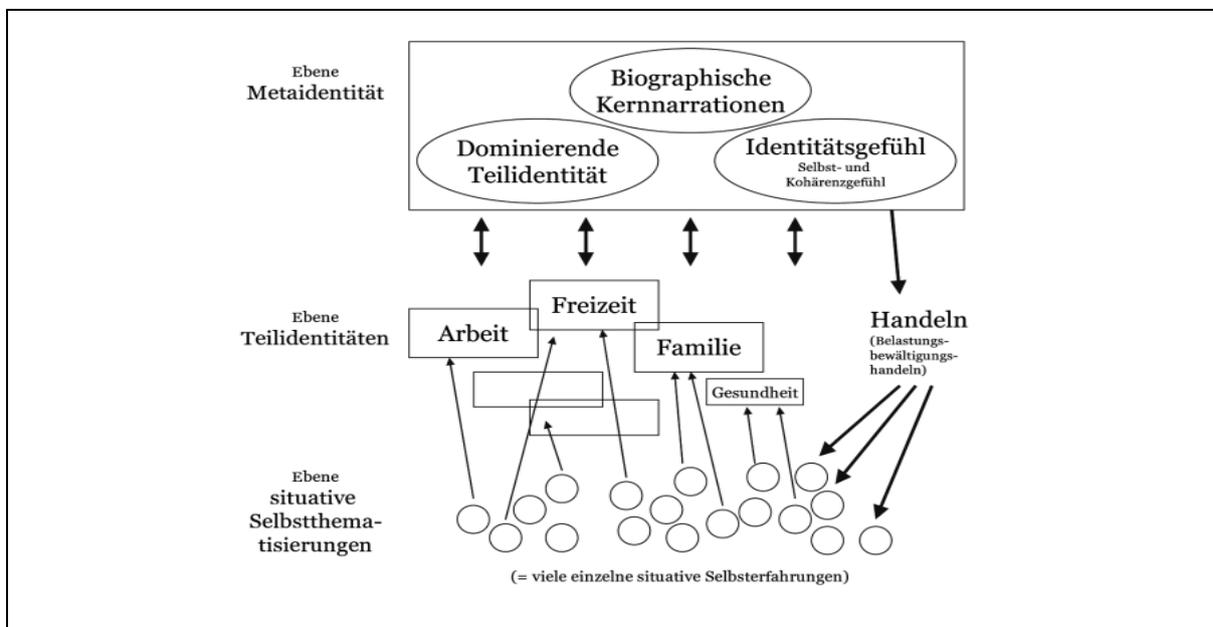
„Wer bin ich? Die Antwort auf diese Frage ist die Identität. Identität entspricht unserem Selbstbild“ (Hein, 2006, 63). Lange Zeit wurde das Thema der Identität nicht als Problem des Individuums betrachtet. Erst mit der Moderne rückte dieses Thema ins Zentrum des Interesses und zeigte ein Spannungsfeld zwischen Identität als Substanz und Identität als Narration auf. Man geht davon aus, dass „das moderne Subjekt durch die Dialektik der Aufklärung geprägt ist“ (ebd., 63). Das bedeutet, dass die Wahrheit im Inneren der Person platziert ist, der Mensch mit Vernunft und Bewusstsein ausgestattet ist und von hier aus seine Handlungen steuert. In der gesellschaftlichen Weiterentwicklung rückt ein neuer Zugang zur Identität in den Mittelpunkt. Die Identität wird nicht mehr als Substanz wahrgenommen, sondern ist vielmehr eine diskursive Konstruktion bzw. eine Erzählung über das Selbst. Ein zusätzliches Spannungsfeld in der Identitätsdiskussion bezieht sich auf die Beziehung zwischen Identität und Gesellschaft. Ist Identität bezogen auf sich selbst, oder wird sie in Bezug auf andere Menschen hergestellt? Der spätmoderne Entwurf der Identität bedeutet, dass Identität in der Interaktion mit anderen Menschen konstruiert wird. „Identität ist keine individuelle Eigenschaft mehr, sondern das Ergebnis eines dialogischen Aushandlungsprozesses in Zusammenhang mit anderen Menschen“ (ebd., 64).

Ein weiteres Diskussionsfeld ist Identität als Sein oder Identität als Werden. In der modernen Sichtweise ist das Subjekt ein Wesen, das eine stabile und dauerhafte Identität besitzt, die der Person in die Wiege gelegt wurde. In der Spätmoderne wird

Identität als Prozess der Identifikation betrachtet. Das bedeutet, dass man nicht etwas ist, sondern etwas wird. Heute ist man der Meinung, dass Identität ein offener und lebenslanger Prozess ist, der nicht gelegentlich, sondern permanent konstruiert wird. Identitätskonstruktion bedeutet die Verknüpfung von einzelnen Erfahrungen aus der Vergangenheit oder der Gegenwart oder aus verschiedenen Lebensbereichen wie Familie oder Arbeit. „Identität entsteht in dieser Hinsicht als Ergebnis einer Aushandlung von Differenzen und Konflikten, zwischen dem Subjekt und seiner Umwelt, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, oder zwischen unterschiedlichen Lebenswelten“ (ebd., 65). Identität wird hauptsächlich durch Erzählen konstruiert, wobei die Identitätskonstruktionen in der Geschichte und in den Machtverhältnissen der jeweiligen Gesellschaft manifestiert sind (ebd., 66).

Die nachfolgende Darstellung zeigt anhand der Interaktion des Individuums mit Arbeit, Freizeit, Familie etc. sowie im Zusammenhang mit den überlieferten Kernnarrationen die Wechselwirkung zwischen den einzelnen Selbsterfahrungen.

Konstruktion der Identitätsarbeit:



(Keupp u.a., 1999, 129)

6.3.1 Kulturelle Identität

Hein (2006) erklärt, dass Kultur kein Gegenstand ist – wir besitzen keine Kultur, sondern wir leben in einer Kultur. „Kultur ist somit der Ausgangspunkt unserer Existenz als soziale Wesen. Von hier aus können wir sprechen. Kulturelle Identität ist somit kein Ding, sondern eine Position“ (ebd., 69). Somit beruht die kulturelle Identität auf einer Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen und kulturellen Kontexten. Jeder trägt in sich das Bild einer Gemeinschaft, die er mit bestimmten Eigenschaften und Lebensweisen verbindet. Diese werden dann als Hinweise für die Zugehörigkeit verwendet. Zu diesen Eigenschaften gehören z.B. Aussehen oder Charaktermerkmale. Die kulturelle Identität ist heterogen, da jeder Mensch einer Vielzahl von Gruppen angehört. Häufig ist es so, dass die nationale Kultur als Hauptquelle der kulturellen Identität gesehen wird. Bei der kulturellen Identität geht es nicht nur um eine selbstbestimmte, sondern auch um eine fremdbestimmte Zugehörigkeit. In diesem Sinne ist es nicht nur wichtig, was ich denke, sondern auch, was andere von mir denken. Im Kontext der kulturellen Identität ist dies wichtig, da man sich einer Gruppe zugehörig fühlen kann, während andere diese Zugehörigkeit abstreiten (ebd., 70).

Die Möglichkeit der Juden, an der deutschen Gesellschaft und Kultur teilzuhaben, begann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Seit den 1860er-Jahren gab es eine volle gesetzliche Gleichstellung von Juden und Christen. Mitte des 19. Jahrhunderts gingen fast alle jüdischen Kinder entweder auf jüdische Schulen, die sowohl eine breite weltliche Bildung als auch Kenntnisse übers Judentum vermittelten, oder aber in christliche Schulen. Viele Angehörige dieser Generation bekamen Wissen und Werte der jüdischen Kultur vermittelt, aber auch das Selbstverständnis, als Deutscher zu leben. Für andere wiederum waren die christlichen Werte nicht vereinbar mit der jüdischen Tradition. Daraus resultierten Reformbestrebungen einerseits und die Abkehr vom Judentum bzw. Konversion zum Christentum andererseits. Dem reformistischen Judentum ging es darum, das Judentum zu erhalten und der neuen Zeit anzupassen. Man ging davon aus, dass Juden ebenso deutsch sein konnten wie Nichtjuden, was sie durch die Partizipation am politischen und kulturellen Leben bewiesen. „Sie sahen die Angehörigen des

Judentums nicht als Nation im modernen Sinne an, sondern als Religion. So wurde das ‚jüdische Anderssein‘ auf die Religion reduziert und als einziger verbleibender Grund einer explizierten jüdischen Identität angesehen“ (Schlerkmann, 2009, 2). Das christliche Umfeld jedoch war weitgehend dagegen, dass die jüdische Bevölkerung in die geistige und politische Elite aufstieg. Dies bedeutete ein Dilemma für die jüdischen Intellektuellen, da sie in einem explizit deutschen Kulturmilieu leben wollten. Also ließen sich viele Juden taufen, um sich dadurch die Akzeptanz der deutschen Bevölkerung zu verschaffen (ebd., 2).

Hier wird deutlich, dass es aufgrund der Zuordnung „Halbjude“ zu einer Erschütterung hinsichtlich der Identität und Verwurzelung kommt.

Seidel (2010) beschreibt in seinem Buchbeitrag „Dazwischen“, dass den sogenannten Einheimischen eine Identität von Beginn an geschenkt wird. „Sie gehören dazu und glauben zu wissen, wohin sie zu gehen haben. Sie müssen sich nicht lange zurechtfinden. Und sie dürfen meinen, dass sie niemandem etwas schuldig seien, nicht ihren Eltern, nicht ihren Großeltern. Sie sind einfach da, brauchen nichts zu werden“ (ebd., 150). Die „Hinzugekommenen“ hingegen müssen vor den „Einheimischen“ bestehen.

Der Staat entwarf besonders seit dem 19. Jahrhundert eine künstliche Ordnung, in der sich die „Fremden“ immer wieder zu bewerben hatten. Das Bemühen um Gleichartigkeit, Gleichwertigkeit, Gleichstellung mündete in die Diskreditierung des „Fremden“ und schließlich ins Verbot wirklicher Zugehörigkeit. Auf die Möglichkeit der Einordnung in das gegliederte System – einschließlich des Potentials gesellschaftlicher Anerkennung – folgte zunächst Unterordnung und ab 1933 schließlich Erniedrigung. Spätestens 1935 wurde der Zweifel an der Zugehörigkeit von Juden zur Mehrheitsgesellschaft durch die Nürnberger Gesetze offiziell bestätigt.

Müller-Hohagen beschreibt sehr anschaulich die Brüche zwischen Menschen mit einem jüdischen und einem nicht-jüdischen Elternteil: „Das Spannungsfeld zwischen der Herkunft aus dem Verfolgenden- und dem Verfolgtenkollektiv, mögliche Introjekte der Täterinnen und Täter in den Opfern, eventuelle

Widerstandsaspekte auf der ehemals ‚arischen‘ Seite, Loyalitäten, Schuldgefühle, Verschiebungen – und für all diese Brüche, Spannungsfelder, ‚Reibungen‘ fehlt ein Resonanzraum in der gesellschaftlichen Umgebung“ (ebd., 173).

Grabowsky widmet sich in ihrem Buch „Meine Identität ist die Zerrissenheit“ den „halbjüdischen“ Kindern und Jugendlichen. Diese erlebten in ihrem Alltag häufig soziale Ausgrenzung und das antisemitische Verhalten von Bezugspersonen wie Lehrern, Kollegen, Nachbarn, Freunden etc. Ihre Identitätsentwicklung, die immer wieder bedroht, angegriffen oder zunichte gemacht wurde, fand in der Verfolgungszeit statt. Somit war eine „normale“ Entwicklung kaum möglich. Das Konstrukt „halbjüdisch“ wurde diesen Kindern und Jugendlichen übergestülpt und war mit all seinen Konsequenzen maßgeblich an der Ausbildung der Persönlichkeit beteiligt. Neben der eigenen Diskriminierung waren sie auch von den Maßnahmen gegen ihre Eltern betroffen, da diese aufgrund der gesellschaftlichen und politischen Umstände nur eingeschränkt ihrer Elternfunktion nachkommen konnten. Häufig übernahmen die „Mischlinge“ eine Schutzfunktion für ihren jüdischen Elternteil und begaben sich dadurch in die „Elternrolle“. Sie lernten, scheinbar kohärent und logisch zu funktionieren und mit ihrer Angst und Verwirrung umzugehen. Unter normalen Bedingungen schließen Kinder im Alter von etwa sechs Jahren erste Freundschaften (z.B. in Nachbarschaft und Schule). Kindern, die in den 1930er-Jahren geboren wurden, blieben solche Bindungen verwehrt, da sie außerfamiliären Bezugspersonen in erster Linie als ausgrenzend und verfolgend erlebten (ebd., 42–43). Child Survivors, die aus gemischten Ehen stammen, weisen aufgrund des zugewiesenen „Mischling“-Status eigentümliche Aspekte der Traumatisierung auf. Sie waren zwar Diskriminierungen und Verfolgung ausgesetzt, wurden aber nicht zwangsläufig deportiert. Sie verloren jedoch ihre jüdische Familie durch Deportation und Ermordung. Später erlebten sie durch die Gleichstellung von Juden und „Mischlingen ersten Grades“ schließlich eine Orientierungslosigkeit, da sie vor der Deportation und Ermordung nicht mehr geschützt waren. Nach 1945 hatten viele das Gefühl von Nicht-Zugehörigkeit und Entwurzelung, da sie nicht gänzlich „jüdisch“, aber auch nicht „christlich“ waren (Mihacek, 2012, 2).

Für die Jugendlichen, die in den 1920er-Jahren geboren wurden, standen entwicklungspsychologisch die psychosexuelle Reifung und die Prozesse der Individuation und Separation vom Elternhaus im Vordergrund. In der Zeit der Adoleszenz ist die Solidarität mit den Idealen und der Identität der Gruppe, der man angehört, von Bedeutung. Aus vielen solchen Gruppen wurden „halbjüdische“ Jugendliche ausgeschlossen. Da es für sie kaum alternative Gruppen gab, zogen sie sich in ihre Familien zurück. Diese Jugendlichen hatten nur geringe Chancen, beruflich Fuß zu fassen. Eine Ausbildung wurde ihnen meist erschwert bzw. erst gar nicht gewährt. Die Lern- und Ausbildungsdefizite ließen sich nach der Kriegszeit oft nicht mehr kompensieren (Grabowsky, 2012, 72–73).

Herr Oppermann, 1935 geboren, litt aufgrund der Verfolgungserfahrungen seiner Familie in den 1940er-Jahren unter Schlafstörungen und Ängsten. 1943 wurde er in ein Kinderheim verschickt, wo ihn Ängste quälten. Ein Jahr später erkrankte er an Tuberkulose. In dem langen Prozess seiner Identitätssuche hat sich für Herrn Oppermann herauskristallisiert, dass es kein familiäres Bewusstsein gab, Opfer der Nationalsozialisten geworden zu sein. Aufgrund der familiären Verdrängung wurde Herrn Oppermanns Selbstverständnis in Frage gestellt: „Wer bin ich eigentlich, wenn das alles eigentlich nicht wahr gewesen ist?“ (ebd., 175) Hier wird ersichtlich, welchen unlösbaren Konflikten sich Herr Oppermann durch die verschiedenen Zuschreibungen und dem Selbstverständnis seiner Herkunftsfamilie ausgesetzt fühlte, bis es ihm gelang, diese in seine Persönlichkeit zu integrieren: „Ich bin nicht Jude, ich bin ein sehr protestantisch, sehr patriotisch erzogener Deutscher mit einer jüdischen Herkunft, die ich auch nicht mehr akzeptiere, sondern die ich auch integriere in mein Bewusstsein“ (ebd., 175). Für Herrn Oppermann war die Definitionsmacht der Nationalsozialisten identitätsprägend. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die Klassifizierung tatsächlich Einfluss auf sein Selbstverständnis genommen und dazu geführt hat, sich seiner Familiengeschichte bewusster zu werden. Herrn Oppermanns frühe Sozialisation fand in der NS-Zeit und teilweise im deutsch-feindlichen Ausland statt. Er war bereits als Kind von Herabsetzung und Deklassierung betroffen. Dadurch war eine Entwicklung einer familiären und eigenen Identität ohne Degradierung, Trauer und Leid nicht möglich, auch nicht in der Nachkriegszeit. Seine Eltern versuchten, die erlebte Erniedrigung und Schmach

zu übergehen, um wieder Anschluss an ihren ehemaligen sozialen Status zu finden. Für Herrn Oppermann war es nicht möglich, an die Vergangenheit anzuknüpfen (ebd, 177).

6.4 Ambivalenzerfahrungen „jüdischer Mischlinge“

1910 wurde der Begriff „Ambivalenz“ von Bleuler in die wissenschaftliche Diskussion eingeführt. Freud nahm den Begriff in die Psychoanalyse auf, der in der Folge von der Sozialpsychologie und der allgemeinen Psychologie übernommen wurde.

„Von Ambivalenz soll die Rede sein, wenn und insofern dem Fühlen, Denken, Verhalten und Wollen individueller und kollektiver Akteure ein Hin- und Hergerissensein zwischen Polen zugeschrieben wird, das für ihre Beziehungs- sowie Handlungsbefähigung und somit die Entwicklung ihrer Identität bedeutsam ist. Die Zuschreibung kann durch die Akteure selbst oder durch Dritte erfolgen“ (Lüscher u.a., 2007, 233).

Dietrich, Lüscher & Dietrich Müller (2009) erklären weiter, dass das Konzept der Ambivalenz als Deutungsmuster oder Forschungskonstrukt genutzt wird. Die Bedingungen dafür sind folgende:

1. Erster Bestandteil ist das Vorhandensein ausgeprägter Polaritäten. Dabei kann es sich um einen oder mehrere Sachverhalte der Beziehungsgestaltung handeln.
2. Die Gegensätze bestehen gleichzeitig: Die Personen pendeln zwischen Denken, Fühlen und Wollen hin und her.
3. Dieses Oszillieren kann während kürzerer oder längerer Zeit in bestimmten Situationen auftreten (z.B. biografischer Übergang, Erfüllung einer Aufgabe, Entscheidungsfindung).

Ambivalenzen können Teil eines jeden Lebens sein und auf unterschiedliche Weise wahrgenommen werden. Die Unfähigkeit, sich Ambivalenzen einzugestehen und

damit umzugehen, ist krankmachend (Dietrich u.a., 2009, 46–52). Grabowsky (2012) erklärt, dass Bleuler Ambivalenzen als normale Phänomene ansieht, dass sie im Leben einer jeden Person vorkommen und dass lediglich die Unmöglichkeit, mit ihnen umzugehen, pathologisch ist (ebd., 98).

Für *Zygmunt* Baumann (2005) ist Ambivalenz ein Grundmerkmal von Vergesellschaftungsprozessen und zentrales Merkmal der Moderne. In seinem Werk „Moderne und Ambivalenz“ beschäftigt er sich mit der Entstehung und dem Umgang mit Ambivalenzen und mit desbezüglichen Bewältigungsstrategien des modernen Nationalstaates. Zunächst ist für Baumann die Ambivalenz ein soziales Problem auf der Makroebene. Um das weltliche Chaos zu ordnen, braucht der Mensch die Sprache, um durch Benennung und Klassifizierung Eindeutigkeit zu erlangen. Dies kann aber nicht gelingen, da Sprache allein keine Eindeutigkeit bzw. Ordnung und Struktur herstellen kann (ebd., 11–12). „Ambivalenz ist ein Nebenprodukt der Arbeit der Klassifikation und sie verlangt nach immer mehr Bemühung um Klassifikation. Obgleich sie dem Drang zu benennen/klassifizieren entstammt, kann Ambivalenz nur durch Benennen bekämpft werden, das noch genauer ist, und durch Klassen, die noch präziser definiert sind: d.h. durch Eingriffe, die noch härtere (kontrafaktische) Anforderungen [...] und so noch mehr Gelegenheit für Mehrdeutigkeit schaffen“ (ebd., 14). Hier wird deutlich, dass für Baumann das Bekämpfen der Ambivalenzen aussichtslos erscheint. Dennoch wird eine Ordnung geschaffen, in der das Nicht-Klassifizierbare ausgegrenzt werden muss. Dafür schafft der Staat eine Vorlage, in der es ausschließlich Freunde und Fremde gibt. Die Mehrzahl der Menschen ließ sich im Nationalsozialismus in diese zwei Schemen einteilen, doch ein Teil dieser Menschen konnte nicht eindeutig zugewiesen werden. Diese Personen, die der dichotomen Kategorie Freund/Feind nicht zugeordnet werden konnten, galten als Fremde. Sie waren die „Träger von Ambivalenzen“ (ebd., 92–94). An dieser Stelle wird deutlich, dass Ambivalenz gesellschaftlich produziert wird. Zunächst ist diese Ambivalenz ein gesellschaftliches Phänomen, das in ein individuelles Problem übergeht (Grabowsky, 2012, 110).

„In diesem Zusammenhang kann man davon sprechen, dass die ‚jüdischen Mischlinge‘ geradezu in einen Zustand doppelter Ambivalenz gebracht wurden. Sie befanden sich, anders als die sogenannten Volljuden, nicht nur in dem ambivalenten Schwebezustand zwischen ‚Jüdischsein/‚Nicht-mehr-Jüdischsein‘, sondern mussten darüber hinaus ihre Identität unter der Zuschreibung des ‚Halben‘ konstruieren“ (ebd., 110).

Herr Oppermann hatte in der Reflexion seiner Lebensgeschichte eine ambivalente Haltung seiner Familie gegenüber und versucht eine eindeutige Sichtweise zu erhalten. Gänzlich unverständlich ist Herrn Oppermann die väterliche an Verleugnung grenzende Haltung gegenüber den Nazi-Kollegen. Herr Oppermanns Vater war nach dem Krieg in Köln Dekan und holte trotz heftiger Proteste seiner Frau Kollegen mit einer nationalsozialistischen Vergangenheit an die Fakultät. Die politisch-gesellschaftlichen Meinungen und Handlungen des Vaters in der Nachkriegszeit waren für Herrn Oppermann nicht nachvollziehbar. Er stellt sich die Frage, ob sein Vater pro-nazistisch eingestellt war. Diese Ambivalenz konnte Herr Oppermann bis heute nicht auflösen. Ein ambivalentes Gefühl zeigte sich auch bezüglich seines Deutsch-seins. Dieses Bild wurde nachhaltig während des Belgien-Aufenthalts geprägt. Erst viele Jahrzehnte später und beginnend mit einer intensiven Auseinandersetzung mit sich selbst, konnte er sich des Bildes der „bösen Deutschen“ entledigen. In diesem Selbstfindungsprozess gab es auch eine Phase des Hasses auf die Deutschen, die Herr Oppermann als Durchgangsphase bezeichnete. „In dieser Hinsicht zeigt sich eine kognitive Dissonanz: die Emotion Hass auf die Deutschen einerseits und die kognitiv rationale Verwerfung des eigenen Gefühls auf der anderen Seite: Ist ja auch ein albernes Gefühl, im Ergebnis war ich ja selber Deutscher, ne“ (Grabowsky, 2012, 172). Die Frage nach einer (nationalen) Selbstverortung bleibt somit für Herrn Oppermann offen. Erschwert wurde dieses ambivalente Gefühl durch die Aufnahme in die HJ. Im Oktober 1944 kehrte Herr Oppermann nach einem Aufenthalt in einem Kinderheim, das verfolgten Kindern Unterschlupf gewährte, zu seiner Familie zurück. Im April 1945 fand in der Heimatgemeinde das alljährliche Aufnahme ritual in die HJ statt. Herr Oppermann war lediglich nach der väterlichen Abstammung gefragt worden, also wurde er kurz vor Kriegsende Mitglied der HJ. Im Gegensatz zu dem Wunsch, sich nicht als

Deutscher zu fühlen, erlebte Herr Oppermann bei der Aufnahme in die HJ ein Gefühl von Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit. In diesem Moment war er Gleicher unter Gleichen. Ein innerer Konflikt war die Folge, der Herrn Oppermann noch heute beschäftigt: Während er sich einerseits über die Zugehörigkeit freute, machte er sich Vorwürfe, der Zwangsmaßnahme der HJ-Mitgliedschaft nicht widerstanden zu haben.

Herr Oppermann versucht sich der „Zwangszugehörigkeit“ zum Kollektiv der Deutschen zu entziehen, obwohl das nicht möglich ist. Er ist Teil der deutschen Gesellschaft, obwohl er sich aufgrund der einstigen Zuschreibung von den meisten ihrer Mitglieder unterscheidet. Durch den oktroyierten Status des „Halben“ und das Selbstverständnis seiner Herkunftsfamilie ist er mit der deutschen Gesellschaft verwoben, wodurch es für ihn zu keiner endgültigen Loslösung kommen kann. Das stellt für ihn ein Dilemma dar (ebd., 177).

Am Beispiel von Herrn Erhardt zeigt sich, wie „Mischlinge“ – halb außerhalb und halb innerhalb der sie exkludierenden deutschen Gemeinschaft – nicht nur der geforderten (Über-)Anpassung nachkommen mussten, sondern auch eine Strategie der Selbstverleugnung entwickelten. Herrn Erhardts herausragende schulische Leistungen sind Ausdruck seiner Anpassungsfähigkeit. Seine Strebsamkeit in der Schule erwies sich sowohl als Inklusions- als auch Exklusionsfaktor. Dank der guten Noten wurde er von einem seiner Lehrer mit dem antisemitischen Stereotyp des „schlaueren Juden“ belegt und war somit vor weiteren Diskriminierungen „geschützt“. Ein weiterer Vorteil seiner guten Noten war der Kontakt zu den Schulkollegen. Trotz seines exzellenten Schulabschlusses wurde er, wie alle „Mischlinge“, bei der Wahl seiner Ausbildung massiv benachteiligt. Im KLV-Lager (Anm.: KLV steht für Kinderlandverschickung) – Herr Erhardt wurde in ein Lager in Süddeutschland evakuiert – gelang es ihm, seine teiljüdische Herkunft zu verstecken. So wurde er auch zum Schutzschild für seine in der Heimat verfolgte Familie. Dieser Prozess der Verleugnung der familiären Herkunft und der eigenen Persönlichkeit setzte sich während der Zeit der Zwangsarbeit bei der OT fort und gipfelte darin, dass Herr Erhardt Teil des Überwachungssystems wurde. Durch diese Einbeziehung in die NS-Täterschaft musste er Teile seiner Persönlichkeit ausblenden. An dieser Stelle

wird sichtbar, dass sich Herr Erhardt in den fortlaufenden und jahrelang prägenden Strukturen von Ausgrenzung und Diskriminierung einerseits und der Forderung zur Anpassung bis hin zur Verleugnung andererseits als höchst ambivalenzerzeugend erwies. In den Interviews wird deutlich, dass eine Reflexion seiner Person bzw. seines Handelns im Spannungsfeld Täter/Opfer nicht stattfand und stattfindet. Er fühlt sich eindeutig als Opfer des Nationalsozialismus. Er ist nicht nur Opfer als „Halbjude“, als Verfolgter, sondern identifiziert sich auch mit der Gruppe „Deutsche als Opfer“. Er zählt sich zum Kollektiv der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Die von ihm konstruierte Zugehörigkeit zu zwei unterschiedlichen Opfer-Narrativen löst in ihm keine ambivalenten Gefühle aus. Allein durch die Vermeidung dieser Ambivalenzen wird deutlich, von welcher Wichtigkeit das Thema ist. Diese ambivalenzerzeugende Struktur, vor allem die durch die Nationalsozialisten eingeforderte Mittäterschaft, hat bei Herrn Erhardt dazu geführt, bestehende Anteile von Uneindeutigkeit und Zerrissenheit nicht zuzulassen. Seine unbewusste Strategie, Ambivalenzen nicht bewusst werden zu lassen, hat dazu geführt, dass sich beide von ihm dargelegten Eigenpositionierungen von Zugehörigkeit nicht auszuschließen scheinen. Auch wenn sie noch so gegensätzlich sind, können sie nebeneinander existieren (ebd., 192).

Das Erleben der Ambivalenzen ist für Herrn Oppermann und Herrn Erhardt von den politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in Bezug auf ihr Alter geprägt. In bestimmten Zusammenhängen kann man auch von einer Ambivalenzunterdrückung sprechen. In den Interviews ist ein Ringen spürbar, einen Teil der Zerrissenheit zu verbergen. Um Uneindeutigkeiten und Zwischenpositionen gar nicht erst aufkommen zu lassen, werden „sprachliche Glättungen“ verwendet. Häufig wird Erlebtes ausgelassen, Teile werden verdichtet oder übertrieben (ebd., 240–241).

Generell ist zu betonen, dass das Vorhandensein von Ambivalenzen nicht als pathologisch bewertet wird. Nur die Dissoziation der Anteile, die von einer Person nicht ausgehalten werden und einen inneren Konflikt auslösen, hat einen pathologischen Charakter. Die dissoziierten Anteile werden durch Abwehr, Abspaltung oder Verdrängung ins Unbewusste abgeschoben. Da die dissoziierten

Anteile nicht bewusstseinsfähig werden, vermag die Person die Ambivalenz nicht aufzulösen (ebd., 101).

Um diese Anteile ins Bewusstsein zu holen, bedarf es einer Auseinandersetzung mit den ambivalenten Gefühlen und deren Auslösern. Danach kann die Integration der abgewehrten, abgespaltenen oder verdrängten Anteile zur „Milderung“ der inneren Spannungen führen.

„Ambivalenzen beruhen auf der Erfahrung von Polaritäten, also von Gegensätzen, Gegenüberstellungen oder Differenzen. Sie schließen sich gegenseitig aus, stehen jedoch insofern in einem Zusammenhang, als sie sich auf ein Gemeinsames beziehen“ (Dietrich u.a., 2009, 46). Die unterschiedlichen Polaritäten menschlicher Existenz gilt es dann durch Integration zu bewältigen. Werden diese nicht mehr als Entweder-Oder-Realitäten wahrgenommen bzw. als sich ausschließende, unabhängig voneinander existierende Phänomene, beginnt der Prozess der Integration (Gremmler-Fuhr, 2008, 2).

6.4.1 Umgang mit Ambivalenzen

Ein möglicher Umgang mit Ambivalenzen ist das Vermeiden, Verdecken, Ignorieren und Verdrängen. In besonderen Situationen kann dieses Verhalten sinnvoll sein. In den meisten Fällen jedoch führt es zu schädigenden Selbsttäuschungen, Verzerrung von Wahrnehmungen und zur Erstarrung von Beziehungen. Da die Wahrnehmung von Ambivalenzen tief verunsichert und Beziehungsmuster, Identitätskonstrukte sowie Weltbilder in Frage stellen kann, werden diese Gefühle häufig abgewehrt, indem sie verdrängt oder ignoriert werden (Dietrich u.a., 2009, 157).

Dazu einige Beispiele:

- Ambivalenzen, die gezielt vermieden oder unterdrückt werden und der Aufrechterhaltung oder Verstärkung bestimmter Machtverhältnisse dienen
- Ambivalenzen, die verdeckt werden, um Überzeugungssysteme nicht in Frage stellen zu müssen

- Ambivalenzen, die unbewusst verdrängt werden, als Ausdruck von Angst, Ohnmacht und Hilflosigkeit

Ein weiterer Umgang mit Ambivalenzen ist die Harmonisierung, Idealisierung und Schönung der Konflikte (Dietrich u.a., 2009, 152).

Ilona Zeuch-Wiese (2010) beschreibt in ihrem Artikel „Spuren suchen oder: Vom langsamen Erkennen“ die Aufarbeitung innerhalb der eigenen Familie im Rahmen des „Halbjüdischen“. Die schon sehr früh gefühlte Widersprüchlichkeit in der Persönlichkeit ihrer Mutter wurde für Zeuch-Wiese durch die Recherchen und das Erzählen nach langem Schweigen nachvollziehbar: die nie ausgesprochene, aber gefühlte Angst, „falsch“ zu sein, Angst vor falschem Verhalten, vor falschen Gedanken, vor falscher Kleidung, Angst entdeckt zu werden und die Angst, dass jemand das wirkliche Ich erkennen könnte. Zeuch-Wiese sieht die Ursache für ihr Sich-immer-anders-geföhlt-Haben als Kind, Schülerin, Studentin, Kollegin und Freundin im Verhalten ihrer Mutter (ebd., 258). Durch das Recherchieren, Nachfragen, Analysieren des eigenen Föhlns, Verhaltens und Erkennens gelang es Zeuch-Wiese, die Puzzleteile ihrer Persönlichkeit langsam zusammenzufügen. „Ich komme mir langsam auf die Spur“ (ebd., 259) ist eine Aussage zu ihrem bisherigen Erkenntnisprozesses.

6.5 Spaltungsphänomene

Gelingt es „jüdischen Mischlingen“ nicht, die Ambivalenzen auszuhalten, und werden Geföhle dissoziiert, kann es zu einer Spaltung des Unerträglichen kommen (Grabowsky, 2012, 101). Spaltungsphänomene können den emotionalen Druck reduzieren und als Schutzmechanismus dienen (König, 2005, 1). Von Spaltungen kann man sprechen, wenn es anstelle eines Reichtums innerer Geföhlszustände nur eine begrenzte Auswahl innerer Spannungswahrnehmungen gibt. Die vielen Geföhlsempfindungen haben nebeneinander keinen Platz, sondern teilen sich auf in ein Entweder-Oder (Ruppert, 2007, 21–22).

6.6 Bearbeiten des „Dazwischenseins“

„Zwischen zwei Welten“ nennt sich eine Gruppe von Menschen, die mit einem jüdischen und einem nicht-jüdischen Elternteil aufwuchsen und sich seit zehn Jahren regelmäßig treffen. Psychologisch begleitet und moderiert wird diese Gruppe von Jürgen Müller-Hohagen. Vor 15 Jahren fanden die Teilnehmer über ein Zeitungsinserat zusammen und tauschen sich seither zweimal jährlich intensiv über ihre besondere Lebenssituation aus. Für viele war diese Gruppe in den ersten Jahren des Zusammentreffens wichtiger als die eigene Familie. Dass dieser geschützte Raum so bedeutungsvoll war, zeigt, dass es keinen gesellschaftlichen Rahmen gab, um sich mit diesen Themen auseinanderzusetzen. Für Müller-Hohagen (2010) war auffallend, dass in der Gruppe der Begriff „halbjüdisch“ kaum vorkommt und in keiner Weise das Identitätsverständnis des Einzelnen beschreibt. Nach Müller-Hohagen wird das Wort „Halbjude“ nicht tabuisiert oder im Sinne von „Political Correctness“ vermieden, vielmehr passt der Begriff für die Teilnehmer dieser Gruppe nicht. Das Wort „Halbjude“ drückt etwas von den Brüchen aus, in denen sich das Leben dieser Menschen bewegt. Ein wichtiger Teil dieses Zusammenkommens ist die Wahrnehmung der Fragmentierung, sie einander mitzuteilen, sich in den eigenen und jenen der anderen zu erkennen, um über die während der NS-Zeit gesammelten Erfahrungen hinwegzukommen (ebd., 172). Es ist eine Perspektive, sich gerade über die Zuschreibungen der Nationalsozialisten über die „Halbjuden“ zu erheben und sich so über Dichotomien, Spaltungen und Fragmentierungen hinauszubewegen (ebd., 179).

6.6.1 Integration der Persönlichkeitsanteile

Jeder Mensch trägt Täter- und Opferanteile in sich. Bei den „jüdischen Mischlingen“ treten diese Anteile „ungewollt“ in den Vordergrund. Täter und Opfer des Nationalsozialismus in einer Familie zu haben, wiegt schwer und kann Betroffene mit der Frage nach der eigenen Täter- und Opferhaftigkeit zurücklassen.

Die Wahrnehmung von Ambivalenzen, die Auseinandersetzung mit widersprüchlichen Gefühlen und die Integration von Gut und Böse, Liebe und Hass,

Schuld und Unschuld, Macht und Ohnmacht beschreibt einen gelungenen Umgang mit Ambivalenzen. Es ist eine Fähigkeit, Polaritäten auszuhalten und als Anteile der eigenen Persönlichkeit anzunehmen (König, 1). Die abgespaltenen Teile des Selbst und des Lebens müssen wieder angeeignet werden, um sich deren Kraft wieder zu eigen machen zu können. „Wenn die Vergangenheit des Patienten während der Behandlung wiederentdeckt wurde, muss er sie schließlich als seine eigene Vergangenheit annehmen. Wenn er sich in seinem zwischenmenschlichen Verhalten anpasst, muss er in der sozialen Situation selbst zum Handelnden werden“ (Perls u.a., 53). Antonovsky (1997) hat sich intensiv mit dem Begriff der Kohärenz auseinandergesetzt und beschreibt anhand von Frauen, die ein KZ überlebt haben, sein salutogenetisches Konzept: „Auf der neurobiologischen Ebene wird die Integration der traumatisch versprengten Erlebnissplitter gefördert, nachdem sie emotional weitgehend neutralisiert worden sind; auf der vorgeschalteten und flankierenden psychotherapeutischen Ebene wird das Kohärenzgefühl über liebevolle Selbstannahme, Fremd- und Selbstwertschätzung und durch Förderung von angemessener Vertrauensfähigkeit in den Rest der Welt gestärkt“ (ebd., 96).

Bei den „jüdischen Mischlingen“ ist das Wahrnehmen der Ambivalenzen – Zugehörigkeit vs. Ausgeschlossensein; zur „Herrenrasse“ gehören vs. „lebensunwerter“ Mensch sein – der erste Schritt zu einem selbstbestimmten Leben. Das Aushalten und Annehmen dieser Ambivalenzen ermöglicht es, wieder als „vollwertiger“ Mensch und mit allen Teilen der Persönlichkeit zu leben.

Kurt Lüscher beschäftigt sich in dem Artikel „Ambivalenz – Belastung – Trauma“ u.a. mit den Auswirkungen des Nationalsozialismus. Dabei betont er, dass traumatische Erfahrungen erinnert werden, die sich zu unlösbaren Ambivalenzen in die Lebensbiografie einfügen. In der Therapie werden ambivalente Kriegserfahrungen bedeutsam, da sie die Wechselwirkung zwischen subjektiven und kollektiven Erfahrungen aufzeigen. „Das Konzept der Ambivalenz verweist auf die Erfahrungen des realen Hin- und Hergerissenseins, die sich aus Kriegserlebnissen ergeben und die widersprüchliche Impulse oder unauflösbare Doppelwertigkeiten von Erfahrungen und Handlungsanforderungen zur Folge haben können“ (Lüscher u.a.,

2007, 231). Diese Erfahrungen können sich auf einen inneren Dialog, auf Beziehungen oder auf die Gesellschaft beziehen (ebd., 231). Ziel der Therapie ist es, die Ambivalenzerfahrungen vorsichtig ins Bewusstsein zu holen, damit mit ihnen therapeutisch und lebenspraktisch bedeutsam umgegangen werden kann, um letztendlich die Fähigkeit der Ambivalenztoleranz zu entwickeln. Traumatische Erlebnisse beinhalten ein Gefühl des Ausgeliefertseins und stellen die Zukunft radikal in Frage. Das Erlebte scheint mit anderen nicht teilbar und legt dabei eine Differenz zugrunde. Zumindest kommunikativ sollten die Erfahrungen geteilt werden, um weiterleben zu können. Den belastenden traumatischen Erfahrungen fühlen wir uns deswegen hilflos ausgeliefert, weil wir keine Symbolisierungsmöglichkeiten für die Erlebnisse haben. Somit ist eine Assimilation der Erfahrungen kaum möglich und die Dissoziation wird als kurzzeitiger adäquater Selbstschutz wahrgenommen. Entsteht eine posttraumatische Belastungsreaktion, ist diese mit traumaspezifischen Behandlungsmethoden zusätzlich zu klassischen psychodynamischen Psychotherapien zu bearbeiten (Lüscher u.a., 2007, 242–243).

- „Bei Traumatisierungen stehen die betroffenen Menschen in einem Spannungsfeld zwischen Verschweigen und dem Bedürfnis nach Mitteilung. Das hängt damit zusammen, dass Traumaerfahrungen in hohem Maße identitätsrelevant sind“ (ebd., 245).

An dieser Stelle ist noch einmal die besondere Belastung der „jüdischen Mischlinge“ zu betonen. Das Schweigen wurde für sie vor und nach 1945 zur Überlebensstrategie (siehe Seite 85).

- In anderen Fällen (z.B. Ausbombung, Vaterabwesenheit) kann das Hin- und Hergerissensein zwischen Hilflosigkeit und dem Bedürfnis, etwas zu tun, Ambivalenzerfahrungen auslösen, in denen man sich als Objekt erlebt, aber Subjekt des Geschehens sein möchte. Diese Erfahrungen können für die Beziehungsgestaltung prägend sein (Lüscher u.a., 2007, 241).

Herr Erhardt fühlt sich durch das Erlebnis der Ausbombung als „deutsches Opfer“. Seine Erfahrungen der Diskriminierung als „Halbjude“ liegen noch unbearbeitet im Unbewussten. Diese zusätzlichen Ambivalenzerfahrungen könnten eine deutliche Überforderung für ihn darstellen.

- Auf der gesellschaftlichen Ebene können Spannungen zwischen Zugehörigkeiten und forcierter Integration einerseits zu sozialem Ausschluss und andererseits zu Ambivalenzerfahrungen führen.
- Im Lebensrückblick kann eine ambivalente Grundstruktur von Erfahrungen in der Einschätzung, also im Selbstbild, liegen, zugleich Täter und Opfer zu sein. Dies ist auf personaler, relationaler und kollektiver Ebene möglich (ebd., 241).

Ambivalenzen stellen eine innere Repräsentanz dar, die in ähnlichen oder gleichen Situationen ähnliche oder gleiche Reaktionen hervorruft. Ambivalenzerfahrungen können sich als entwicklungsfördernd herausstellen, indem sie die Person mit Kompetenzen ausstatten, die die Selbstsicherheit und Identität stärken. „Repetitiv-dysfunktionale Ambivalenzerfahrungen führen dagegen zu Leidensdruck und Symptomen. Die individuellen Folgen traumatischer Ambivalenzen unterscheiden sich (bis auf die PTSD) klinisch (syndromal: Depression; Angst; Somatisierung) nicht von den Folgen neurotischer Ambivalenzen“ (ebd., 246). Die Unterscheidung ist für eine erfolgreiche psychotherapeutische Arbeit notwendig (ebd., 246).

Gestalttherapeut *Joseph Zinker* (1982) beschreibt den intrapersonalen Konflikt einer Person analog zu einer dunklen und hellen Seite, die den Widerstreit dieser Polaritäten aufzeigen. Werden beide Anteile in der Therapie miteinander in Kontakt gebracht, besteht die Möglichkeit, mit dem Konflikt umzugehen. Dabei entwickelt der Klient ein Gewahrsein der Dynamik zwischen den Polaritäten. Je mehr der Klient über seine ins Unbewusste verschobenen Anteile Bescheid weiß, umso gesünder wird er. Diese „Arbeit“ ist ein wesentlicher Teil in der Therapie, „das zu beseitigen, was rätselhaft ist. [...] Dies ist es, womit sich die psychoanalytische Theorie hauptsächlich befasst: mit dem Mechanismus, die schmerzhaften Polaritäten in uns in unser Bewusstsein zu rücken und sich dann mit dem zu befassen, was passiert, wenn sie anfangen zu brodeln und Angst zu erzeugen“ (Zinker, 1982, 197). Die Theorie der Polaritäten von Zinker zeigt: Erlaube ich mir die eine Polarität nicht, kann ich die andere auch nicht leben. Wenn eine Seite der Polarität ausgeweitet wird, erfolgt dies automatisch auch mit der anderen Seite. Der erste Schritt ist, den Teil aufzudecken, der verleugnet ist. Anschließend ist es von Bedeutung, mit dem

verleugneten Teil in Kontakt zu kommen (ebd., 198). In Bezug auf „jüdische Mischlinge“ bedeutet es, die Opfer und Täter in der Familie und in der Folge die Opfer- und die Täterseite in der eigenen Person anzunehmen.

7 Resümee

Die Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen und politischen Aufarbeitungsprozess des Nationalsozialismus und Holocaust bilden in dieser Arbeit den Auftakt, um sich folgender Forschungsfrage zu nähern: Wie verarbeiten „jüdische Mischlinge“ den intrapsychischen Konflikt, Täter und Opfer des Nationalsozialismus innerhalb einer Familie zu haben?

Die nationalsozialistischen Verbrechen wurden in Österreich lange Zeit weder in der Öffentlichkeit noch im familiären Umfeld thematisiert. Nach einer kurzen antifaschistischen Phase unmittelbar nach Kriegsende gab es lange Zeit keine öffentliche Auseinandersetzung mit diesem Thema. Erst in den 1980er-Jahren begannen sich die Geschichts- und Politikwissenschaften mit der Thematik der Vergangenheitsbewältigung zu beschäftigen. Nicht nur in Politik und Gesellschaft, sondern auch in den Familiensystemen wurde geschwiegen. Die „doppelte Mauer“ war ein weit verbreitetes Phänomen der Nachkriegszeit: Die Kriegsgeneration erzählte nichts über ihre Erfahrungen im Krieg und Holocaust, und die Nachkommen fragten nicht – und das ist teilweise heute noch so. Die Opfer des Nationalsozialismus wurden lange Zeit allein gelassen, Anlaufstellen gab es erst ab 1994. Noch häufig herrscht in der Gesellschaft ein „Nicht-Verbundensein“ mit den Fakten des Nationalsozialismus und Holocaust sowie dem eigenen familiengeschichtlichen Hintergrund. Im Laufe der Jahrzehnte entstand eine natürliche Distanz zwischen den Generationen, was das Nachfragen für die Nachkommen erleichterte. Erst in den vergangenen Jahren ist ein regelrechter Boom hinsichtlich der literarischen und medialen Aufarbeitung von Shoah und Kriegszeit zu beobachten. Das kann man in Bezug auf die „jüdischen Mischlinge“ nicht behaupten – eine Aufarbeitung hat hier nur in geringem Maße stattgefunden. So war es beispielsweise nicht einfach, Literatur über „jüdische Mischlinge“ zu finden.

Das Schweigen, die Traumata und die psychotherapeutische Behandlung der Holocaust-Überlebenden, NS-Täter, „jüdischen Mischlinge“ und ihrer Nachkommen zeigten an der Oberfläche ähnliche Symptome, in der Tiefe jedoch unterschiedliche Ursachen. Auffallend ist, dass die Traumata, das Schweigen in den Familien und

die therapeutische Behandlung der jüdischen Opfer gut beforscht sind. Bei den NS-Tätern und ihren Nachkommen bleiben einige Fragen offen. Ist ein NS-Täter durch seine Taten traumatisiert? Gibt es ein Trauma, auch wenn es nicht zu einem Schuldeingeständnis kommt? Dem Anschein nach begaben sich NS-Täter nicht in Therapie. Was hielt sie davon ab und wie verarbeiteten sie ihre Taten? Dank ihrer Nachkommen ist es möglich, das Verhalten der NS-Täter nach dem Krieg sichtbar zu machen.

Filtert man die Erlebnisse und Auswirkungen des Krieges und des Holocaust sowohl auf Opfer- als auch Täterseite heraus – jeweils unter Einbeziehung der Nachkommen –, kann erahnt werden, welchen Polaritäten „jüdische Mischlinge“ ausgesetzt waren und sind. An dieser Stelle war es mein Vorhaben, mich mit den Opfer- und Täteranteilen der „jüdischen Mischlinge“ auseinanderzusetzen. Im Zuge der Recherche wurde deutlich, dass diese Anteile in jedem Menschen vorhanden sind und nicht nur dieser Opfergruppe zugeschrieben werden können. Vielmehr kristallisierte sich heraus, dass die Thematik der Ambivalenzen bei „jüdischen Mischlingen“ der Kernpunkt ist.

Sie lebten in der Grauzone, im gesellschaftlichen „Dazwischen“. Ab 1933 wurden sie aus dem gesellschaftlichen Leben nach und nach ausgeschlossen. Mit den Nürnberger Gesetzen stülpte man ihnen die Begriffe „Halbjude“, „jüdischer Mischling“ oder „Geltungsjude“ über. Diese Zuordnungen lösten bei den Betroffenen innere Zerrissenheit und Zwiespaltenheit aus. Die Ambivalenzen wurden aufgrund des Klassifizierungssystems der Nationalsozialisten hervorgerufen. Daher ist die Ambivalenzproblematik kein pathologisches Phänomen, sondern eine nachvollziehbare Reaktion auf eine ambivalenzerzeugende Umgebung.

Wenngleich der gesellschaftliche Ausschluss der „jüdischen Mischlinge“ nach zwölf Jahren vorbei war, wird deutlich, dass die Erfahrungen der Diskriminierungen ein Leben lang andauerten. Diesbezüglich fehlen Forschungen, die aufzeigen könnten, inwieweit bei dieser „Opfergruppe“ eine Übertragung von Ambivalenzen auf die Kinder und Enkelkinder stattgefunden hat.

Inzwischen wächst die fünfte Generation heran, und die Auswirkungen des Nationalsozialismus treten zunehmend in den Hintergrund. Die „jüdischen Mischlinge“ standen mit ihrem Schicksal im Schatten der „Volljuden“. Weder die Politik noch die Gesellschaft oder die Familien boten einen Rahmen, in dem die „jüdischen Mischlinge“ ihre Erfahrungen aufarbeiten konnten. Dadurch wurde der intrapsychische Konflikt der Ambivalenzen verdrängt – in der Folge war eine Verarbeitung nicht möglich.

Im Hier und Jetzt braucht es den Mut von Betroffenen, die eigene Familiengeschichte zu erkunden, nachzufragen, zu recherchieren und anzusprechen, sodass das Schicksal der „jüdischen Mischlinge“ und ihrer Nachkommen gewürdigt werden kann. Der Staat hat an dieser Stelle versagt.

„Weg vom Judentum [...] wollten die meisten, die deutsch zu schreiben anfangen, sie wollten es, aber mit den Hinterbeinchen klebten sie noch am Judentum ihres Vaters und mit den Vorderbeinchen fanden sie keinen neuen Boden. Die Verzweiflung darüber war ihre Inspiration“ (Kafka, 1975, 337).

8 Literaturliste

Albrich, T. (1994): Es gibt keine jüdische Frage. Zur Aufrechterhaltung des österreichischen Opfermythos. Verfügbar unter:

www.demokratiezentrum.org/fileadmin/media/pdf/albrich.pdf [18.8.2014]

Anders, G. (1996): Besuch im Hades. Auschwitz und Breslau 1966. Nach „Holocaust“ 1976. 3. Auflage. München: Beck.

Antonovsky, A. (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: DGVT.

Baer, U., Frick-Baer, G. (2012): Wie Traumata in die nächste Generation wirken. Untersuchungen, Erfahrungen, therapeutische Hilfen. 2. Auflage. Neukirchen-Vluyn: Semnos.

Bailer-Galanda, B. (1999): Wieder gut machen? Enteignung, Zwangsarbeit, Entschädigung, Restitution. Verfügbar unter:

www.demokratiezentrum.org/fileadmin/media/pdf/opfergruppen.pdf [19.8.2014]

Bailer-Galanda, B., Neugebauer, W. (2003): Das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes. Verfügbar unter:

www.doew.at/cms/download/a78u4/doew_geschichte-1.pdf [20.8.2014]

Bailer-Galanda, B. (2010): Vergangenheitspolitik in Österreich. In: H. Timmermann. *Vergangenheitsbewältigung in Europa im 20. Jahrhundert. Band 1. Was nun einmal geschehen, lässt sich ungeschehen nimma machen. Aber für das, was da kommt, Sorge ich mit wachsamem Sinn! Theognis V 583 (540 v. Chr.).* Berlin: LIT, 63–73.

Bar-On, D. (2004): Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von NS-Tätern. 2. Auflage. Hamburg: Edition Körber-Stiftung (Im Original erschienen 1989: *The Legacy of Silence*)

Bar-On, D. (2005): Der Dialog als Modell interkultureller Konfliktbewältigung. Gespräch von Johannes F. und Martina Hartemeyer mit Dan Bar-On. Verfügbar unter: [www.frommgesellschaft.eu/index .../publikationen/.../dateiensuche1?..](http://www.frommgesellschaft.eu/index.../publikationen/.../dateiensuche1?..) [10.10.2014]

Bar-On, D. (2006): Erzähl dein Leben! Meine Wege zur Dialogarbeit und politischen Verständigung. 2. Auflage. Hamburg: Edition Körber-Stiftung.

Bauer, K. (2008): Nationalsozialismus. Ursprünge, Anfänge, Aufstieg und Fall. Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau.

Baumann, Z. (2005): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit.* 3. Auflage. Hamburg: Hamburger Edition (Im Original erschienen 1991: *Modernity and Ambivalence*)

Bohleber, W. (1997): Trauma, Identifizierung und historischer Kontext. Über die Notwendigkeit, die NS-Vergangenheit in den psychoanalytischen Deutungsprozess einzubeziehen. *Psyche-Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen.* 51, 958–995.

Botz, G. (2012): Ein langer Weg vom „Opfer“ zum „Mit-Täter“. Erinnerungspolitik in der Nach-NS-Geschichte Österreichs. Verfügbar unter: www.lbihs.at/Botz_Opferthese_Athen.pdf [18.8.2014]

Brisch, K. (2009): *Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie.* 9. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.

Brisch, K. (2013): Die Weitergabe von traumatischen Erfahrungen von Bindungspersonen an die Kinder. In: M. Rauwald (Hrsg.): *Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen.* Basel: Beltz Verlag, 38–46.

Dietrich, W., Lüscher, K., Müller, C. (2009): *Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten. Eine neue interdisziplinäre Perspektive für theologisches und kirchliches Arbeiten.* Zürich: Theologischer Verlag.

Ehret, R. (2010): Geltungsjuden. In: W. Benz (Hrsg.): *Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart.* Berlin/New York: Walter de Gruyter, 102–103.

Freud, S. (1991): Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. In: Band X. Werke aus den Jahren 1913–1917. 8. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

Frölich, M., Lapid, Y., Schneider, C. (Hg.) (2004): Repräsentationen des Holocaust im Gedächtnis der Generationen. Zur Gegenwart des Holocaust in Israel und Deutschland. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.

Gahleitner, S., Kindler, M., Krebs, L., Wachsmuth, I. (Hg.) (2013): „Das ist einfach unsere Geschichte“: Lebenswege der zweiten Generation nach dem Nationalsozialismus. Gießen: Psychosozial.

Gensch, B., Grabowsky, S. (Hg.) (2010): Der halbe Stern. Verfolgungsgeschichte und Identitätsproblematik von Personen und Familien teiljüdischer Herkunft. Gießen: Psychosozial.

Grabowsky, S. (2012): Meine Identität ist die Zerrissenheit, „Halbjüdinnen“ und „Halbjuden“ im Nationalsozialismus. Gießen: Psychosozial.

Gremmler-Fuhr, M. (2008): Integration im Gestalt-Ansatz. Verfügbar unter: www.gestalttherapie.at/downloads/gt08_vortrag_gremmler-fuhr.pdf [18.12.2014]

Hecht, I. (1987): „Als unsichtbare Mauern wuchsen“ – eine deutsche Familie unter den Rassengesetzen. Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag.

Hein, K. (2006): Hybride Identitäten. Bastelbiografien im Spannungsverhältnis zwischen Lateinamerika und Europa. Bielefeld: transcript Verlag.

Henk, M. (2013): Was bleibt. In: Geo, 9, 46–58.

Herman, J. (2006): Die Narbe der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden. 2. Auflage. Paderborn: Junfermann.

Brod, M. (1975): Kafka: Briefe 1902–1924. Frankfurt/Main: S. Fischer.

Kaminer-Zamberk, E. (2013): Die Folgen der Shoah in der Zweiten Generation. In: M. Rauwald (Hrsg.): Vererbte Wunden. Basel: Beltz, 77–88.

Kampe, N. (2004): Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942. In: Shalom Magazin. Verfügbar unter: www.shalom-magazine.com/pdfs/41/De/KAMPE%20ALL_41.pdf [18.12.2014]

Kedmi, L., Tyrangiel, S. (2002): Psychotherapie mit Holocaust-Überlebenden: Zwischen Trauer, Schuldgefühlen und Opferneid. Verfügbar unter: www.tamach.org/fileadmin/dateien/pdf/irp_Psychotherapie_mit_Holocaust-%C3%9Cberlebenden.pdf [20.12.2014]

Kellermann, N. (2008): Die Kinder der Child Survivors. In: H. Radebold, W. Bohleber, J. Zinnecker (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim und München: Juventa, 57–74.

Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer, R., Mitscherlich, B., Kraus, W., Sraus, F. (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identität in der Spätmoderne. Reinbeck: Rowohlt.

König, G. (2005). Täter – Opfer. Eine hilfreiche Dichotomie? In: Systemische Notizen. Verfügbar unter: www.la-sf.at/la-sf/upload/pdf/2005-03-02_Koenig.pdf [18.12.2014]

Konrad, S. (2007): Jeder hat seinen eigenen Holocaust. Die Auswirkungen des Holocaust auf jüdische Frauen dreier Generationen. Eine internationale psychologische Studie. Ingelheim am Rhein: Psychosozial.

Kühner, A. (2002): Kollektive Traumata. Eine Bestandsaufnahme. Annahme, Argumente, Konzepte nach dem 11. September. Verfügbar unter: www.berghof-conflictresearch.org/documents/publications/br9d.pdf [18.9.2014]

Kutz, S. (2003): Verstehen und Verständigung. Anmerkungen zur aktualisierten Neuauflage. In: D. Bar-On (Hrsg.): Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von NS-Tätern. Hamburg: Edition Körber-Stiftung, 11–14.

Langbein, H. (1987): Darf man vergessen? In: A. Pelinka, E. Weinzierl (Hrsg.): Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit. Edition S., 8–16.

Langer, A. (2014): NS-Opfer in Israel. Holocaust ein Leben lang. In: Spiegel Online. Verfügbar unter: www.spiegel.de/panorama/holocaust-therapie-fuer-ueberlebende-in-israel-bei-amcha-a-945094.html [23.11.2014]

Lenguth, C. (2013): Waldheim und die Folgen. Ein parteipolitischer Umgang mit dem Nationalsozialismus in Österreich. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Liebrecht, S. (1998). Das schwindende Schweigen. Verfügbar unter: www.schoah.org/zweite-generation/schweigen.htm [8.11.2014]

Lüscher, K., Heuft, Gereon (2007). Ambivalenz – Belastung – Trauma. In: Psyche, 61/3, 218–251.

Mark, O. (2006): Die Opferthese im Spiegel der Medien. Debatte über Österreichs Rolle in der NS-Zeit. Norderstedt: GRIN.

Meyer, B. (2010): Gratwanderungen. „Jüdische Mischlinge“ zwischen Mehrheitsgesellschaft und Verfolgung 1933–1945. In: B. Gensch & S. Grabowsky (Hg.): Der halbe Stern. Verfolgungsgeschichte und Identitätsproblematik von Personen und Familien teiljüdischer Herkunft. Gießen: Psychosozial, 37–55.

Mihacek, K. (2012): Betreuung komplexer Traumata am Beispiel der Überlebenden der NS-Verfolgung. Verfügbar unter: www.esra.at/fachforum/publikationen.html [15.12.2014]

Mitscherlich, A. & M. (2009): Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. 21. Auflage. München: Piper Verlag.

Moré, A. (2013): Die unbewusste Weitergabe von Traumata und Schuldverstrickungen an nachfolgende Generationen. In: Journal für Psychologie. Verfügbar unter: www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/268 [17.11.2014]

Müller-Hohagen, J. (2005): Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung. München: Kösel.

Müller-Hohagen, J. (2008): Übermittlung von Täterhaftigkeit an die nachfolgenden Generationen. In: H. Radebold, W. Bohleber, J. Zinnecker (Hrsg.), Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim und München: Juventa, 155–164.

Müller-Hohagen, J. (o. J.): Psychotherapie und Beratung. Verfügbar unter: www.dachauinstitut.de/psychologie/psychotherapie_und_beratung.html [12.10.2014]

Müller-Hohagen, J. (o. J.): Umgehen mit Täterschaft. Verfügbar unter: www.dachauinstitut.de/psychologie/psychotherapie_und_beratung/umgehen_mit_t_aeterschaft.html [14.10.2014]

Müssigbrodt, H., Kleinschmidt, S., Schürmann, A., Freyberger, H., Dilling, H. (2000): Psychische Störungen in der Praxis. Leitfaden zur Diagnostik und Therapie in der primären psychiatrisch-psychotherapeutischen Versorgung nach dem Kapitel V(F) der ICD-10 (PHC). 2. Auflage. Bern: Hans Huber Verlag.

Munn, S. (1999): The Austrian Encounter – die österreichische Begegnungsgruppe. Verfügbar unter: <http://nach.ws/Deutsch.html> [10.9.2014]

Niederland, W. G. (1980): Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom Seelenmord. Band 15. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Pelinka, A., Weinzierl, E. (Hrsg.) (1987): Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit. Edition S.

Perls, F., Hefferline, R., Goodman, P. (2006): Gestalttherapie. Grundlagen der Lebensfreude und Persönlichkeitsentfaltung. 12. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta. (Im Original erschienen 1951: Gestalt therapy)

Perz, B. (2006): Der österreichische Anteil an den NS-Verbrechen. Anmerkung zur Debatte. In: Kramer, H., Liebhart, K., Stadler F. (Hg.): Österreichische Nation – Kultur – Exil und Widerstand. In memoriam Felix Kreissler. Wien-Berlin: LIT, 223–234.

Pollack, A. (2002): Die Wehrmächtslegende in Österreich. Das Bild der Wehrmacht im Spiegel der österreichischen Presse nach 1945. Wien Köln Weimar: Böhlau.

Quindeau, I. (2013): Bewusstmachen der transgenerationalen Weitergabe in der Therapie. In: M. Rauwald (Hrsg.): Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen. Weinheim Basel: Beltz, 89–98.

Radebold, H., Bohleber, W., Zinnecker, J. (Hrsg.). (2008): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim und München: Juventa.

Rauwald, M. (Hrsg.) (2013). Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen. Weinheim Basel: Beltz.

Reiter, M. (2006): Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Innsbruck: Studienverlag.

Renner, K. (1945): Österreichische Unabhängigkeitserklärung. In: Staatsgesetzblatt für die Republik Österreich. Verfügbar unter: https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1945_1.../1945_1_0.pdf [24.4.2015]

Rosenthal, G. (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Gießen: Psychosozial.

Ruppert, F. (2007): Seelische Spaltung und innere Heilung: traumatische Erfahrung integrieren. 3. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.

Sänger, R., Udolf, M. (2013): Transgenerationale Traumaweitergabe im Kinder- und Jugendhilfesystem – Auswirkungen und Umgang. In: M. Rauwald (Hrsg.): Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen. Weinheim Basel: Beltz, 139-146

Schlerkman, I. (2009): Assimilation und Akkulturation. Verfügbar unter: www.swissjews.ch/pdf/de/factsheet/SIG_Factsheet_Assimilation_de.pdf [26.12.2014]

Schmidtbauer, W. (2008): Er hat nie darüber geredet. Das Trauma des Krieges und die Folgen für die Familie. Stuttgart: Kreuz GmbH.

Schnibben, C. (2014): Mein Vater, ein Werwolf. In: *Der Spiegel*, 16, 62–73.

Seidel, R. (2010): „Dazwischen.“ Verzweiflung als Inspiration – Zur Identitätsproblematik bei jüdischer Herkunft. In: B. Gensch & S. Grabowsky (Hg.): *Der halbe Stern. Verfolgungsgeschichte und Identitätsproblematik von Personen und Familien teiljüdischer Herkunft*. Gießen: Psychosozial, 145–158.

Sternfeld, A. (2001): Betrifft Österreich. Von Österreich betroffen. Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau.

Tent, J. (2003): *Im Schatten des Holocaust. Schicksale deutsch-jüdischer Mischlinge im Dritten Reich*. Köln: Böhlau (Im Original erschienen 2003: *In the Shadow of the Holocaust*)

Thünemann, H. (2005): *Holocaust-Rezeption und Geschichtskultur. Zentrale Holocaust-Denkmäler in der Kontroverse. Ein deutsch-österreichischer Vergleich*. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag.

Timmermann, H. (2010): Vergangenheitsbewältigung in Europa im 20. Jahrhundert. Was nun einmal geschehen, lässt sich ungeschehen nicht machen. Aber für das, was da kommt, Sorge ich mit wachsamem Sinn! Theognis V 583 (540 v. Chr.). Berlin: LIT.

Uhl, H. (2001): Das „erste Opfer“. Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der Zweiten Republik. Verfügbar unter: www.demokratiezentrum.org/fileadmin/media/pdf/uhl_opfer.pdf [16.8.2014]

Vranitzky, F. (1993): In: *Der Standard*, 35. Verfügbar unter: www.dasrotewien.at/rede.html [18.10.2014]

Weiss, A. (2013): Quasi geschützt und dennoch nicht sicher. In: *Die Gemeinde insider*. Verfügbar unter: www.ikg-wien.at/wp-content/uploads/2013/03/Insider_02_2013.pdf [14.12.2014]

Welzer, H. (2011): *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*. 5. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.

Welzer, H., Moller, S., Tschuggnall, K. (2005): „Opa war kein Nazi.“ Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. 5. Auflage. Frankfurt: S. Fischer.

„Wer war ‚Geltungsjude‘?“ (1989): In: DIE ZEIT, 30, 10. Verfügbar unter: www.zeit.de/1989/30/wer-war-geltungsjude [18.10.2014]

Wiesel, E. (1975): For Some Measure of Humility. In: Sh'ma. Verfügbar unter: www.bjpa.org/Publications/details.cfm?PublicationID=9021 [24.4.2015]

Wiesenthal, S. (1966): *Schuld und Sühne der NS-Täter aus Österreich*. Verfügbar unter: www.simon-wiesenthal-archiv.at/01_wiesenthal/05.../Memorandum.pdf [5.11.2014]

Wodak, R., Nowak, P., Pelinka, J., Gruber, H., DeCilla, R., Mitten, R. (1990): „Wir sind alle unschuldige Täter!“ Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Zeuch-Wiese, I. (2010): Spuren suchen oder: Vom langsamen Erkennen. In: B. Gensch & S. Grabowsky, (Hg.): *Der halbe Stern. Verfolgungsgeschichte und Identitätsproblematik von Personen und Familien teiljüdischer Herkunft*. Gießen: Psychosozial, 247–260.

Ziegler, F. (2013): Komplexe Traumafolgestörungen bei älteren Patienten. In: Sack, Sachsse & Schellong (Hrsg.): *Komplexe Traumafolgestörungen. Diagnostik und Behandlung von Folgen schwerer Gewalt und Vernachlässigung*. Stuttgart: Schattauer, 345–356.

Zinker, J. (1982): *Gestalttherapie als kreativer Prozess*. 7. Auflage. Paderborn: Junfermann (Im Original erschienen 1977: *Creative Process of Gestalt Therapy*)

Name: Martina Hölzl

Geburtsdatum: 14.3.1970

Adresse: Bartensteingasse 15/5, 3250 Wieselburg

Matrikelnummer: SFUWI09011327

Erklärung

Ich versichere, dass ich diese Diplomarbeit selbständig und ohne fremde Hilfe angefertigt habe und nur jene Hilfsmittel genutzt habe, die im Text und in der Literaturliste zitiert sind. Alle verwendeten Zitate aus Büchern, Journals oder aus dem Internet sind in der Arbeit gekennzeichnet und in der Literaturliste angeführt.

Wien, im Februar 2015

Martina Hölzl